

Hans Schwarz

Ritt nach Rom

Mit 16 Autotypietafeln

Von diesem Buche wurden 133 Exemplare als Prachtausgabe
nummeriert, vom Verfasser signiert und in
Halbpergament gebunden.

Dieses Exemplar trägt die Nummer

12

und ist Eigentum von

Köniz, Sommer 1942.



„Arbalète“ auf der Simplonstrasse

Erschienen 1945 im „Schwarz auf weiss“ Verlag, Köniz

Nichtkommerzielle Neuauflage Juni 2009

im Eigenverlag Daniel Bernasconi-Schwarz, CH-3098 Köniz

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

An Agnes Ruth

Inhalt

Berner und Walliser Alpen:

Die Kelter
Braune Häuschen
Das Tal
Der Berg
Die Glocke
Das Fremdenbuch
Die Sperre

Piemont:

Die Rinder
Mondlicht
Die Palmen
Die kleine Stadt

Lombardei:

Die grosse Stadt
Das Tabernakulum
Das Wort
Das Lied
Das Dorf

Po-Ebene:

Die Brücke
Die Strasse
Die Stimme
Die Strohmiete
Der Gladiator
Der Feldherr
Die Kreuze
Zwiesprache

Emilia:

Die Arkaden
Stolze Tore
Der Wein
Der Sumpf

Adriatisches Meer:

Die Krippe
Die Felsenstadt
Die Burg
Der Ginster

Apennin:

Der Fels
Der Sturm
Der Gruss
Das Rad
Das Feuer

Rom:

Die Reiter
Der Fiaker
Glockenklang
Das Kreuz
Das Gastmahl
Der Konsular
Die Kaiserin
Die Zypressen
Der Dienst

<i>Neapel:</i>	Die Stadt der Träume Die Brigg Die Circe Der Kurier Die Flucht Zwei Fregatten Der Mast
<i>Pompeji:</i>	Der Kaufmann von Venedig Die tote Stadt Die auferstandene Stadt Alte Gassen Heimatlänge Das Peleton
<i>Campagna:</i>	Der Strand Das Schiff Die Düne Der Rebell Gute Vorsätze
<i>Toskana:</i>	Die Blonde von Livorno Die Stadt der Künstler Der Wirt
<i>Ligurien:</i>	Der Garten Eden Die Teresina Der Blick Enge Gassen
<i>Novara:</i>	Am Scheideweg Das Hasentreiben
<i>Como:</i>	Gastfreundschaft Der Dorfschmied
<i>Bündner Alpen:</i>	Der Bergwald Der Pass Heimkehr

Berner und Walliser Alpen

Es ist finster und kalt, und um das Türmchen von „Arbalètes“ Stall fegt ein eisiger Wind. Sie wiehert uns freudig zu, wie wir die Stalltüre aufstossen, dann blinzelt sie vor dem plötzlich einfallenden Licht. Das Aufklappen des Haferkastens begleitet sie, wie alle Morgen, mit freudigem Scharren. Dann macht sie sich eifrig ans Mahl. Weniger liebt sie Striegel und Bürste, die Kanonier Rettenmund handhabt, und misstrauisch fragend schaut sie sich bisweilen nach mir um, was ich mich wohl am Sattel zu schaffen mache. Die Turmuhr zu Köniz schlägt bedächtig die dritte Morgenstunde, wie wir hinaus in den Regen treten. Nach kurzem und beherztem Abschied geht's in eiligem Schritt durchs Gurtental. „Arbalète“ ist sehr aufgeregt, sie schnaubt und tänzelt und wirft den langen Schweif um die Flanken. Langsam versinken die spärlichen Lichter des heimatlichen Dorfes hinter einem Vorhang dunkler Tannenwälder.

Die Kelter

Von Belp herauf krächzt heiser und missmutig ein verfrühter Hahn. Ein feiner, sprühender Regen hat uns schon ordentlich durchnässt, durchs langgestreckte Tal der Gürbe halten die Winde ihr Kilometer-Lance. Wir sind froh, beim Schloss zu Toffen kurz unterzustellen. Die Knechte kommen eben aus den Gaden, und zwei bedienen eine Kelter und pressen herrliche Apfel und Birnen zu goldenem Saft. Der eine holt uns ein Glas, und wir trinken frisch von der Presse. Dann geht's talaufwärts in muntrem Schritt und Trab. Rettenmund vermag uns lange nicht zu folgen, denn er hat an seinem Rad allerhand mitzuschleppen. Ein kleiner Miniaturfourgon birgt unter feldgrauem Segeltuch unsere Habe. Erstaunlich viel hat unter der gewölbten Decke Raum: zwei Koffer, der Kanoniertornister, ein zweites Paar Stiefel, Mäntel und Pferdedecke, Reiseschreibmaschine und Photoapparat, zwei Tagesrationen Hafer und als eiserne Ration für Reiter und Radfahrer je drei Büchsen Talismalt. Verpasste Reserve-Hufeisen mit Nägeln und Stollen sowie das Pferdeputzzeug wurden in den Satteltaschen versorgt.

Trutzig, wie zu Zeiten des Ritters Jordan, schaut die Feste Burgistein über dunkle Tannenwälder in einen grau dämmernden Morgen. Durchs Stockental und am romantischen Schloss Wimmis vorbei ziehen wir auf Nebenwegen nach dem Heustrichbad. Auch dieses Bad kündigt von versunkenen, herrlichen Zeiten. Einst war es weltberühmt, regierende Fürsten und Könige mieteten allsommerlich ganze Etagen, Monate voraus bestellten die Gäste aus aller Herren Ländern die Zimmer, ein Kurorchester von zwanzig Musikern sorgte zur Sommerszeit, für Kurzweil einer illustren Gesellschaft, sechsspännige Weinfuhren strebten im Herbst all- täglich den Berg hinan, die weiten, gewölbten Keller neu zu füllen.

Weitherum im Simmental und bis hinunter nach Thun rollte das Geld des Gastwirts zu Heustrichbad, die Bergbauern auf sieben Stunden hatten guten Absatz für Geflügel und Gemüse und Eier und Obst. Ach, heute ist dies längst vorbei! Jahrzehntelang suchte ein ehrenwerter und verdienter Mann zu halten, was längst nicht mehr zu halten war. Ein Brand zerstörte, was innerlich ein beispielloser Wirtschaftskrieg längst vernichtet, und ein ganzes Tal trauert um entschwundene, sorglose Zeiten. Stolz Menschenwerk zerfällt, nur die Berge sind ewig und hoch und erhaben wie seit vielen tausend Jahren.

Braune Häuschen

Das Wetter hat umgeschlagen, eine strahlende Herbstsonne vergoldet die Firne und Grate und Zacken mit ewigem Schnee, die stolz und selbstbewusst in einen azurblauen Himmel stechen. Braune Häuschen stehen im Talgrund und kleben an den Hängen des Kientals, braune Häuschen, die schimmernden Schindel-dächer mit bemoosten Steinen beschwert. Hier hausen mit Weib und Kind die Bergbäuerlein, die ihre Hühner spitzen und ihre Hypotheken anseilen müssen, soll nicht die ganze Herrlichkeit zu Tale rutschen. Wenn sie die Sense schwingen am stotzigen Bord, so schlagen sie die selbstgenagelten Absätze fest in den Rasen, wie sie sich alle Tage neu gegen ein hartes Schicksal stemmen. Doch wenn man einem bedauernd sagt, sein Heimes sei gar stotzig und mühsam, bekommt man wohl die träge Antwort: „Wär's nit stotzig, wär's nit miis!“

Von Kandergrund hinauf nach Kandersteg schiebe ich zusammen mit Rettenmund an Militärrad und Fourgon. „Arbalète“ macht selbständig den Beschluss, und während wir schwitzend und keuchend uns abrackern, geht sie naschend von Bord zu Bord, ein spärliches, letztes Gras zu knabbern. Rettenmund interessiert sich um die mutmassliche Kost, die uns die Gaststätten Italiens wohl bieten mögen. Er hat nach Erzählungen von Korporal Pfeuti und dessen Abenteuer mit den Schnecken ein leichtes Grausen, „setigs Züg“ möchte er dann lieber nicht. Und er atmet erleichtert auf, wie ich ihm erkläre, er könne bestellen, was ihn gut dünke. Dann möchte er am liebsten Spaghetti, erklärt er entschlossen, und wie ich ihm sage, er werde doch nicht während der ganzen Tour alle Tage Spaghetti wollen, meint er: „Öppe hie u da Hörnli wär mer o glich.“ Ich kann ihm zuversichtlich in Aussicht stellen, dass das Königreich Italien voraussichtlich in der Lage sein werde, seine hochgespannten kulinarischen Ansprüche zu befriedigen.

Das Tal

In Kandersteg steht ein Wagen der Lötschbergbahn für „Arbalète“ bereit. Selbstbewusster beschreitet keine Königin ihren Extrazug, nur wie an der entgegengesetzten Seite ein Schnellzug vorüberdonnert, schnaubt sie entrüstet ob solcher Rücksichtslosigkeit.

Rettenmund hat auch sein Rad mit Anhänger einwagoniert. Nun setzt er sich dem Rappen gegenüber auf den abgenommenen Sattel, und beide harren der Dinge, die da kommen sollen. Derweil unterhalte ich mich mit dem zuvorkommenden und freundlichen Stationsvorstand. Eigentlich ist die ganze Bahnfahrt wider Programm, wir wollten mit „Arbalète“ über die Gemmi. Jetzt aber liegt dort metertief der Schnee, und die plötzlich wiedergekehrte Sonne brütet an den steilen Hängen die Lawinen. Rettenmund ist über diesen Eingriff höherer Gewalt durchaus nicht untröstlich, und auch „Arbalète“ scheint ihm zuzustimmen; sie schnaubt verächtlich zur offenen Wagentür hinaus nach den Schneehängen, die den Zickzackpfad nur stellenweise noch erkennen lassen.

Ein Güterzug führt uns eilig durch die Finsternis des Tunnels hinüber in das sonnendurchleuchtete Wallis. Herrlich immer wieder diese Fahrt die Südrampe hinunter, weit unten und doch noch am hohen Hang die Walliser Dörfchen wie Bienenkörbe, Kirchlein auf trotzigem Felssporn, Saumwege zwischen niedern Mäuerlein, wie Wege von Ameisen anzusehen, dann tiefer das Tal der Rhône mit seinen unzählbaren Feldern wie Gartenbeeten, seinen endlosen Alleen von Pappeln, wie Spielzeuge von Zwergen aus solcher Höhe, seinen Strassenbändern und dem Flusslauf, der bald herüber, bald hinüber durch die Talsohle sich schlängelt.

Brig ist mir von einem frühern Dienst her bekannt. Sonderbar, wie man sich nach bald zwanzig Jahren an Einzelheiten erinnert, als wäre es gestern gewesen. Dort jene Gasse hinunter und dann rechts um die Ecke hatten wir einen Stall mit einem Dutzend Maultiere als Ersatz für die fehlenden Pferde. Des Trainkorporal Hutzlis Pferd lahmte eines Tages, weshalb er sich kurz entschlossen ein Maultier satteln liess. Als er mit diesem Langohr aufrückte, brach natürlich die gesamte Trainkolonne in schallendes Gelächter aus. Da fuhr Hutzli den Trainsoldaten vom letzten Fourgon schnaubend an: „Was lachisch wieder so saudumm, Bärtschi? Hesch no nie a Muesu gseh?“ Worauf Bärtschi Hausi, ohne sich einen Moment zu besinnen: „Mou-mou, Korporau, aber zwe uf enang obe no nid!“

Der Berg

Ein strahlender Oktobermorgen steigt über das Simplonmassiv empor, leuchtet hinüber zu den weissen Zinnen der Berner Alpen, vergoldet sonderlich das steile Finsteraarhorn, wie wir den Pass in Angriff nehmen, der seit alters hinüber führt ins Sonnenland Italien. Napoleon liess diese gigantische Strasse bauen. Der Bau beanspruchte fast sieben Jahre, vom Frühjahr 1800 bis zum Herbst 1806, und verschlang die für damalige Zeiten enorme Summe von achtzehn Millionen Franken. Ende Mai 1807 wurde die Strasse durch Napoleon selbst inspiziert. Am Gasthof zu Gabi steht eine Tafel, die kündigt, dass hier der grosse Korse ein Glas Milch trank in der Frühe des siebenundzwanzigsten Mai und dass er dafür fünf Franken bezahlte. Wie genial und grosszügig damals gebaut wurde, beweist der

Umstand, dass diese Pass-Strasse auch den Anforderungen des modernen Autoverkehrs vollkommen genügt. Durch sieben Felsengalerien, über sechshundertelf Brücken, an zwanzig Schutzhütten und Refugien vorbei führt sie durch eine grossartige Gebirgslandschaft vom Wallis ins Val d'Ossola. Vorher kroch ein schlechter Saumpfad über die Sattelung des Bergmassivs; alte, grasbewachsene, hochgewölbte Brücken dieses Pfades sind noch vereinzelt vorhanden.

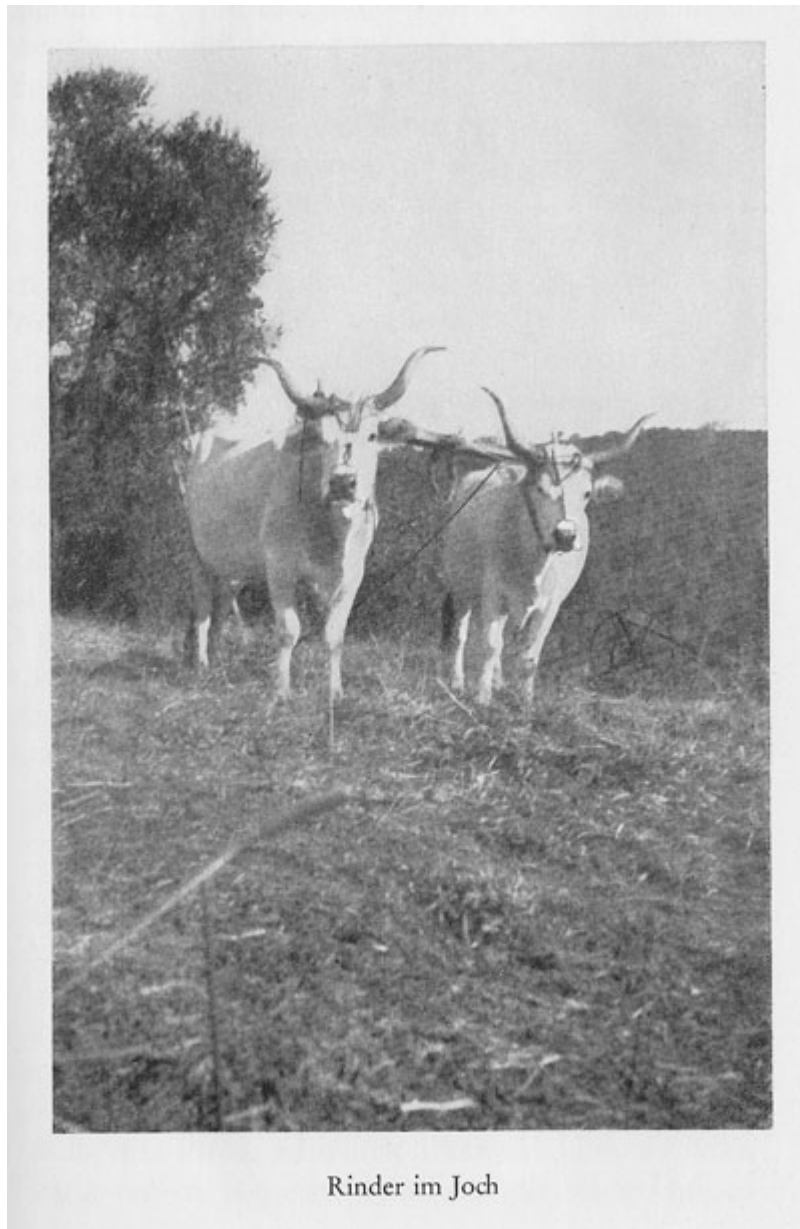
Zweitausendeinhundertzweiundfünfzig Jahre sind es her, und es war auch ein Oktober mit frühem Schnee wie heute. Da zieht die weglosen Halden hinauf, den düstern Schluchten entlang, am Rande der donnernden Wildbäche hin, um drohende Felsriffe herum ein gewaltiges Heer. Mühsam bahnen sich neuntausend numidische Reiter einen Weg durch Eis und Schnee und Geröll. Ihnen nach stapfen siebenunddreissig Elefanten und dann ein endloser Zug von fünfzigtausend karthagischen Fuss-Soldaten. Es ist das Heer Hannibals. Seit dem Januar ist es unterwegs, die afrikanische Küste entlang, über die Meerenge von Gibraltar, durch Hispanien, über die Pyrenäen und durch Gallien, und will nun die Alpen überschreiten, vor die Tore des stolzen Rom zu ziehen. Ohne Wege, ohne Brücken, ohne Nachschub, ohne Karten, durch Schnee und Eis und endloses Geröll, über Abgrund und zackigen Fels, von Lawinen bedroht und vom Steinschlag dezimiert, von fremden Völkerschaften belauert und angefallen — eine militärische Leistung von unvorstellbarer, beispielloser Grösse. Schrecklicher noch als der Aufstieg ist der Weg über die vereisten Felshalden hinunter. Dreissigtausend Fuss-Soldaten, dreitausend numidische Reiter mit ihren Rossen, zweiundzwanzig Elefanten stürzen in diese grausigen Schluchten, erliegen dem Steinschlag und den Lawinen und der Kälte und dem Hunger und dem feindlichen Speer. Die andern aber führt der karthagische Feldherr hinunter in die Gefilde Italiens und vor die Tore des zitternden Rom. „Hannibal ante portas“ wird für Jahrhunderte der Schreckensruf bleiben, mit welchem römische Mütter ihre Kinder zum Schweigen bringen.

Die Glocke

Das letzte Strassenstück durch die obersten Galerien ist verschneit und vereist. Im Schnecken tempo kommen uns drei Automobile entgegen und schlittern kettenlos und vorsichtig an uns vorbei. So ein bisschen Eis und ein bisschen Schnee und ein bisschen Abgrund daneben machen selbst die verwegensten Herrschaften vom Volant vernünftig. Sie kommen daher wie auf Eiern, selbst „Arbalète“ wundert sich über diese ungewohnte Sanftmut der Mehrpferdigen.

Beim Hospiz stellen wir unsern Rappen in den Klosterstall zum einzigen Klosterpferd. Draussen an der Sonne schert der Knecht des Hospizes bedächtig seine Schafe. Im Hospiz selbst regt sich nichts, wie wir durch die langen Gänge schreiten. Wir ziehen eine Glocke, deren Ton weithin im Gebäude widerhallt. Niemand kommt, und nach einer Weile wollen wir

ausziehen. Da hören wir Schritte im Obern Gang. Es ist der Bruder Oekonom, der niedersteigt, nach unserm Begehr zu fragen. Wir wünschen etwas zu essen, werden in den Ess-Saal geführt. Bald dampft Kaffee auf dem Tisch, und daneben stehen einladend schmackhaftes Brot und Bergkäse. Ein einsames Leben führen im Winter die treuen Behüter des Hospizes. Ein Prior und zwei Laienbrüder vom Sankt Bernhard walten hier ihres menschenfreundlichen Amtes. Der Bruder Oekonom zeigt mir die Räumlichkeiten, drei Etagen bieten Fluchten von unzähligen Zimmern, ein „Salon Napoléon“ erinnert an den grossen Korsen mit seinem Bild im roten Mantel von Marengo, alle Zimmer sind im Empirestil aus der Zeit, prächtige Ölgemälde hoher, geistlicher Würdenträger, die einst Priore dieses Hospizes waren und zu Bischöfen und Kardinälen aufrückten, zieren die Wände. Wir danken dem freundlichen Bruder Oekonom, stiften etwas für die Armen und verabschieden uns herzlich, wobei auch der ehrwürdige Prior uns recht gute Reise wünscht. Dann muss auch „Arbalète“ von der Klosterstute Abschied nehmen. „Kaum gekannt, geschieden.“ Wir ziehen hinunter nach dem Dorfe Simpeln, das Rettenmund in einer Schussfahrt eine Stunde vor mir erreicht. Bergan war ich ihm immer weit voraus, nun ist der Vorteil auf seiner Seite.



Rinder im Joch

Das Fremdenbuch

Im freundlichen Dorfe Sempeln beziehen wir Nachtquartier im altherwürdigen Hotel zur Post. „Arbalète" befindet sich in guter Gesellschaft im warmen Postpferdestall, denn über den Winter, wenn die Pass-Strassen schwieriger werden und die Cars nach Bern zurückkehren, waltet wieder die Pferdepost ihres schweren Amtes. Unweit vom Hospiz trafen wir den Postillon mit seiner gelben Kutsche und einem Schimmelpaar. Sie zogen noch hinüber nach Brig, deshalb findet unser Rappe Platz und ist zufrieden und guter Dinge.

Nach einem vorzüglichen Abendessen in altgetäfelter Stube, neben einem riesigen Kachelofen, durchblättere ich das Fremdenbuch. Und auf meinen Wunsch trägt die Tochter des Hauses noch eine Anzahl alter, zerrissener und ausgefranster Fremdenbücher vom Estrich herab, und ich stöbere darin wie in einem spannenden Roman. Zehntausende von

Reisenden aller Länder der Erde haben im Verlauf eines Jahrhunderts ihre Namen eingetragen, meist ohne weitere Bemerkungen, denn, wie ein Herr aus den USA richtig bemerkt, „die Reisenden sind wohl von der Grösse der Natur so benommen, dass sie keine Worte finden“. Alle Berufe sind vertreten. Der wirklich geheime Regierungsrat und der simple „Entrepreneur“, der Rittmeister und der „Boulanger“, der Comte aus Languedoc und der schwedische Attaché, einmal gar eine Kaiserin aus China und gleich darunter ein wortgewandter „commis voyageur“. Ganze Reise-Gesellschaften, die drei Tage eingeschneit waren. Dazu viele sinnvolle und sinnlose Bemerkungen von vier Generationen. Ein preussischer Rittmeister findet im Jahre 1865 echt preussisch, es sei „eine verdammt schneidige Gegend“, und eine Madame Brebniers aus Paris einige Jahre später: „un temps de chien“. Eine — wahrscheinlich sehr lustige — Frau Thiel aus Königsberg vor fünfzig Jahren: „Ohne Gatten, welche Lust!“, ein alter Knackerich schreibt unter den Namen einer Engländerin: „Ah, Madame, si j'étais jeune!“ Herr Strozzi aus Milano scheint in den Siebzigerjahren sehr eilig gewesen zu sein, nach seinem Spruch: „Sempre avanti, senza posa, sempre avanti, senza resta!“

Ein blondgelockter Sachse vor siebzig Jahren hat sich Hals über Kopf in eine dunkeläugige Marseillanerin verliebt. Unter ihrem Namen der seine und der verewigte Seufzer einer schmach tenden Seele:

„Ach Denise! Ach Denise! Wenn Se wüssten, wie mer is!“

Noch toller treibt's ein Herr aus Buxtehude. Er dichtet:

„Du wunderbare Adelheid, wir schliefen heute Nacht zu zweit, nur eine blöde Zimmerwand dazwischenstand!“

Das fand wohl eine Wienerin, Fräulein Gretl Pirchl, sehr spassig. Sie schreibt am folgenden Tag darunter:

„Du Trottel und du Blödian, du hättest sollen klopfen an, sie hätt' dir vielleicht aufgetan!“

Es ist Mitternacht, auf die wenigen Dächer von Simpeln scheint ein heller Vollmond. Ich klappe das letzte Buch zu, aber noch lange muss ich über den Sinn des Lebens nachdenken, das so sinnlos scheint, das man so wichtig nimmt und das vergessen versinkt in einem unendlichen Meer. Der unbekannte Herr aus Buxtehude und der schneidige Rittmeister aus Königsberg sind sicher längst tot, und die wunderbare Adelheid samt der sympathischen Gretl aus Wien wurden Mütter und Grossmütter und liegen irgendwo unterm Rasen.

Die Sperre

Am Sonntagmorgen geht's hinunter, endlos fällt die Strasse mit vielen Kehren bis zur Talwehr Gondo. Schnell sind die nötigen Freipässe für Pferd und Rad durch schneidige Zöllner ausgestellt, und mit ihrem Glückwunsch ziehen wir hinunter zum italienischen Zollposten. Die Zollbeamten, die italienischen Grenzwächter in ihren malerischen Uniformen, begrüßen uns mit freudigem Zuruf, wir passieren ohne Revision, denn es ist Weisung aus Rom eingetroffen, uns unbehelligt ins Königreich Italien einziehen zu lassen. In einer kleinen Osteria essen wir ein gutes Mittagmahl, die ersten italienischen Spaghetti dampfen appetitlich auf grosser Platte, und Rettenmund hat im Nu den ganzen Berg hinuntergeputzt. „Ds Muschter wär nit schlächt u schmöckt nach no meh!“ meint er, sich zufrieden den Mund wischend. Dann geht's hinunter nach Domodossola. Auch Italien hat dieses enge Tal mehrfach abgeriegelt mit Sperren und Geschützgalerien und betonierten Maschinengewehrnestern in den steilen Felsen.

In Domodossola ist kein Stall aufzutreiben, der Hotelier stellt uns aber eine Autoboxe für „Arbalète“ zur Verfügung; Stroh, Heu und Hafer schleppt Rettenmund mit Hilfe des Portiers herbei. Keiner versteht des andern Wort und sie helfen sich mit Gestikulieren; aber am Abend beim Nachtessen erklärt mir mein Kanonier strahlend, dieser Portier sei ein „saunetter Kerli“, eine richtige italienische „Gmüetsmore“. Dagegen habe ich nichts einzuwenden; auch nicht, dass sie zusammen den Pintenkehr antreten.

Piemont

Ihr trotzigen Felsen und steilen Flöhe am wilden Ufer der schäumenden Tosa, ihr stolzen Gärten an den Hängen der Vogogna, du rebenreiches Stresa am silbernen Lago Maggiore, ihr herbstlich goldenen Weingärten von Arona, ihr träumerischen Inseln von Borromea im Licht des Mondes unter dunkeln Palmen!

Die Rinder

Domodossola ist eine altitalienische Stadt mit malerischen Gassen und Plätzen, von Häusern mit Arkaden und zierlichen Lauben und Balustraden umrahmt. Sie war während Jahrhunderten ein Zankapfel zwischen unsern durchaus nicht friedfertigen Altvordern und den Visconti von Novara. Oft wurde sie von den alten Eidgenossen weggenommen, und irgendein ernerischer, schwyzerischer oder unterwaldnerischer Vogt handhabte die Gerechtsame im Eschental.

Unser Abschied von den Bewohnern der kleinen Grenzstadt ist herzlich, besonders derjenige zwischen dem vorerwähnten Portier und Kanonier Rettenmund. Noch lange winkt der Portier uns nach: „Bon viaggio! Bon viaggio!“, und Rettenmund, der glaubt, dies beziehe sich auf Wein: „Häb ke Chummer, mir suffene scho!“ Nur „Arbalète“ war offenbar mit ihrem Quartier in der Autoboxe nicht sonderlich zufrieden, trotzig hat sie die ganze Nacht auf ihren vier Beinen ausgeharrt. Nun ist sie guter Dinge und greift schnell aus, trotz der spiegelglatten Asphaltstrasse, die keineswegs nach unserm Geschmack ist. Wo es irgend geht, lenke ich den Rappen in die Weiden, überspringe unzählige Abzuggräben und kleine Hecken, muss auch oft einen Umweg machen, um mich wieder zur Strasse zurückzufinden, auf welcher Rettenmund stramm dem Lago Maggiore zu pedalt.

Auf allen Weiden grasen die Rinder, von Kindern oder schwarzlockigen, oft bildschönen Mädchen gehütet. Sie schauen mit grossen Augen nach der vorübertrabenden „Arbalète“, kommen wohl auch neugierig näher, um im letzten Moment in drolligen Sätzen auszureissen. Sie dienen, wie bei uns, wie in aller Welt, selbstlos den Menschen, mit ihrem Leib und Leben und mit ihrer ganzen Seele. Denn wer wollte sich erkönnen, zu bestreiten, dass auch die guten Rinder eine Seele hätten? Spricht sie nicht aus der Tiefe ihrer Augen, mit welchen sie mit seltsamer Ergebenheit die Dinge dieser Welt betrachten? Und wie lohnt oft der Mensch diese tiefste und als selbstverständlich hingenommene Ergebenheit einer wahrhaft edlen Kreatur! Man nimmt den Rindern ihre Jungen in zartester Jugend, man kümmert sich nicht um ihr Sehnen, wenn der Metzger mit den Silberlingen klimpert, das Kalb zu erstehen, man führt sie selbst, wenn sie alt und schwach geworden sind im Dienst der Menschen, zur Schlachtbank, den letzten Nutzen aus ihrem Tod zu ziehen. Verdienten nicht

die Rinder für diese unersetzlichen Dienste, die sie seit Anbeginn der Geschichte den Menschen leisten, ein Denkmal, höher und gewaltiger als die Pyramiden der Pharaonen? Welches wird der endliche Lohn sein für so viel Selbstlosigkeit? Wie herzergreifend sagt dies doch Karl Zuckmayer in seiner Rinderlegende:

„Und wie die Kreatur von Wasser, Luft und Erde sich einst dem Paradiese naht am Jüngsten Tag, geht in der Mitte ruhig hin die Rinderherde, wie sie's zu aller Zeit auf Erden pflag.“

Mondlicht

Ein heller Vollmond überstrahlt mit magischem Licht die Wasser und lässt die kräuselnden Wellen silbern aufleuchten, wie wir den Lago Maggiore erreichen. Ich steige aus dem Sattel, denn die spiegelglatte Asphaltstrasse lässt ohnehin keinen Trab mehr zu. Die gewaltigen Hotelpaläste sahen vor 8 Tagen die letzten Gäste wegziehen, und gelangweilt stehen die Portiers und die Taxichauffeure und Droschkenkutscher an den Strassen der Kurorte und betrachten uns interessiert. „Ach, la cavalcata svizzera!“ tönt es uns oft nach, denn der „Corriere della Sera“ hat uns am Vorabend avisiert. So erreichen wir Stresa. Auch hier das gleiche Bild. Viele Portiers, die nach Fremden ausgucken, um sie in ihre verlassenen Paläste zu schleppen. Man reisst sich förmlich um uns, gleich vier verschiedene Uniformen mit goldener Aufschrift auf der Mütze melden bereitwilligst, sie wüssten einen guten Stall. Den Sieg reisst ein kleiner, quecksilbriger Teufelskerl kurz entschlossen an sich, indem er mir den Trensenzügel aus der Hand nimmt und einfach mit „Arbalète“ bergwärts zieht. Und selbstbewusst, die wichtigste Person der ganzen Gesellschaft zu sein, trottet sie, vergnügt mit dem Schweife um sich peitschend, hinter dem eilfertig ausschreitenden Hoteldiener dem ziemlich entfernten Stalle zu. Was bleibt uns da übrig, als nachzuziehen und die übrige betresste Mannschaft schmollend zurückzulassen? So ein diensteifriger Portier ist für den Gasthofbesitzer Goldes wert; wenn der Patron schon lange gottergeben mit der „saison morte“ sich abfindend an den Nägeln kaut, liegt sein betresster Husar auf der Lauer und bringt richtig eine unerwartete Beute heim.

Unser Rappe ist beim grössten Droschkenhalter von Stresa gut aufgehoben, und auch wir haben uns nicht zu beklagen. Sind wir auch gottlob nicht in die grösste und teuerste Bude gefallen, so trabt doch ein Oberkellner mit drei garçons serviettenwinkend um unser Tischchen, das allein im weiten Speisesaal besetzt ist, und Rettenmund entsetzt sich ob der Verschwendung beim Tellerwechsel. Zu jedem Gericht zwei Teller scheint ihm allerhand zu viel und entlockt ihm die Binsenwahrheit: „Mit däm cheibe Tällerwächsle het me emu nid gfrässe.“ Von meinem Zimmer aus betrachte ich noch lange die silberglänzende Spiegelfläche des Sees, die herrliche Isola Bella, die liebliche Isola dei Pescatori und die ferne Isola Madre.

Die Palmen

Noch achtzehn Kilometer weit zieht sich die Strasse hin am Ufer des gewaltigen Sees, und wir wandeln meist unter Palmen. Unangenehm, dass diese Strasse, die kein Nebengelände zum Beschreiten aufweist, einen so grossen Autoverkehr hat; insbesondere unzählige Lastwagenzüge überholen und kreuzen uns mit viel Gestank, aber auch viele Pferdefuhrwerke, oft sichtlich überladen, ziehen vorüber. Einmal im Rollen, werden sie von kräftigen Pferden oder Maultieren, oft auch von kleinen Eselchen, ohne besondere Anstrengung fortgebracht.

Ganz allmählich bleiben die Berge zurück, und wir ziehen hinunter in die Lombardei und Ebene des Po. Hier wurden die meisten Schlachten der Weltgeschichte geschlagen. Die Etrusker und die Helveter, die Karthager und die Hunnen, die Gallier und die Römer, die Germanen und die Westgoten, die Spanier, die Franzosen, die Österreicher, die alten Deutschen und vor allem auch die alten Eidgenossen stritten und bluteten hier um wirkliches und vermeintliches Recht. Hier begründeten auf blutigen Schlachtfeldern unsere Altvordern ihren Ruhm als beste Infanterie der Welt für viele Jahrhunderte, hier begann die glänzende Laufbahn des korsischen Kometen, hier war es, wo meist die Geschichte aller Zeiten in blutiger Fehde ausgetragen wurde. Ganz zu Beginn der Geschichte des Römischen Reiches wurden Schlachten oft im Zweikampf entschieden, wo einige Auserwählte aufeinander losschlugen und die Heere Zuschauer spielten, sich nachher dem Ausgang dieses Zwei- oder Mehrkampfes fügend. Geben wir zu, wenn schon wieder Mal Krieg über die Völker kommen sollte, so wäre uns solche Art Kampf nicht unsympathisch. Berühmt ist der Zweikampf zwischen Horatiern und Curatiern im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Nach dem ersten Kampf — der ersten Halbzeit würde es heute heissen — lagen zwei Römer, Söhne des Horatius, tot am Boden. Von den albanischen Curatiern lebten noch zwei, einer allerdings verwundet, und der einzige überlebende Römer hatte den Endkampf mit ihnen zu bestehen. Da griff er zu einer Kriegslist, wandte sich scheinbar zur Flucht, in der Verfolgung vermochte der verwundete Curatier dem unverwundeten nicht zu folgen, so konnte der schlaue Römer einen um den andern überwältigen.

Wir würden zu solchem Kampf etwa den Roth Röbel und den Bürki Wernu delegieren, und unser beliebter Kriegsminister würde den Bericht hinterlassen: „Mier si de im ‚Schtärne‘ äne! Chömet, rüefet de, we's zum Usstich chunnt!“ Denn um den Ausgang brauchte uns bei solcher Starbesetzung wohl kaum bange zu sein.

Die kleine Stadt

Wenn wir jetzt durch die kleinen Städte und Dörfer Piemonts ziehen, haben wir stets bis weit über die Gemarkung hinaus einen Komet von Begleitern. Die herzige Jugend der Provinz

trabt nebenher in ihrer kleidsamen Tracht der Balilla, schwarzen Überhemdchen oder Schürzchen mit weissem Kragen. Aber auch immer ein oder mehrere Dutzend Arbeiter auf ihren farbigen Fahrrädern mit den tiefgebogenen Lenkstangen, denn in Italien ist jeder mehr oder weniger Rennfahrer. Oft umbrandet Rettenmund, der mit starken Muskeln sein Rad mit Fourgon vorwärts pedalt, ein Schwall von Fragen, auf die er natürlich die Antwort schuldig bleibt oder hier und da ärgerlich sein „non capisco“ — so viel Italienisch kann er schon — hervorstösst. „Das si Schnörricheibe“, meint er wohl, wenn er mich einholt oder auf mich am Wegrand wartet. Nur „Arbalète“ ist besonders befriedigt von dem Ruhm, den sie überall erntet. „Bel caval, bel caval“, das muss sie schliesslich hochmütig machen.

Wir sitzen wieder Mal zu Mittag in einer kleinen Trattoria und Rettenmund eben hinter einer Nachportion Spaghetti. Der Rappe draussen an der warmen Sonne mit umgehängtem Kopfsack. Da setzt sich ein Arbeiter zu uns und nimmt dankend an, wie wir ihm einschenken. Rettenmund lebt ganz auf, der Mann spricht ein gebrochenes Deutsch: „Ach, mio sonn stato in Svizzera, oh viel gut in Svizzera, gute Birra, söne Land in Svizzera, gut viel Lohn in Svizzera!“ Und Rettenmund ist zufrieden, dass man uns so rühmt, und möchte auch das Seine zur allgemeinen gegenseitigen Sympathie beitragen: „Auch schön, Italia, aber si rede mer chli z'gleitig, süsch chönnt me scho capisto!“

In der kleinen Stadt Gallarate bleiben wir zu Nacht. In die „Trattoria della rivincita“, den „Gasthof der Rache“, kommen wir, weil sich hier der einzige Stall befindet; dies ist uns immer die Hauptsache. Der „Gasthof zur Rache“ ist sicher im Hotelverzeichnis unter den Häusern fünften Ranges aufgeführt, aber blitzsauber ist's, und schliesslich kann man auch ohne fliessendes Wasser im Zimmer auskommen. Besonders dann, wenn eine schöne, dunkeläugige und mit geradezu phantastisch üppigem Haarwuchs gesegnete Jungfrau dasselbe in zwei Kannen herbeischleppt. Malerisch der Hinterhof, drei Seiten Hausfront mit langen, durchgehenden Balkonen, die vierte Seite der niedrige, vorzügliche Pferdestall, alles in leuchtenden Farben, wie es in dieser farbenfreudigen Gegend nicht anders sein soll.

Und am frühen Morgen, wie wir den Rappen in den Hof führen und Rettenmund eifrig mit Striegel und Bürste und Schwamm hantiert, köstliche Bilder auf allen diesen Balkonen. Viele Familien wohnen hier beisammen, das Hotel nimmt nur eine Seite ein. Die Türen werden aufgestossen, Frauen aller Jahrgänge treten im Nègligé heraus, hübsche und hübsch gewesene, teils in farbigen Unterröcken, teils in weiten Schlafmänteln, die sie selbstbewusst tragen, wie Senatoren ihre verbräunte Toga. Dann beginnt auf sonnigem Balkon bei einer Scherbe von Spiegel eine sorgfältige Toilette, widerspenstige, tiefschwarze Haare in meist seltener Fülle werden durch Kamm und Bürste und etwa mit Zuhilfenahme von Wasser gezähmt. Es wird manikürt und gepudert und dazu gesungen, oft auch mit dem Herrn Gemahl, dessen Stimme aus dem Innern tönt, melodisch gekeift. Etwas später tritt bald hier, bald da ein verschlafener zweiter Teil dieser Ehe auf die Terrasse, zieht den

Hosengurt enger und sucht brummend seine Schuhe zusammen. Auch Feindschaften gibt es, wohl bemerkbare. Jene üppige Brünette flitzt ohne Gruss mehrmals an ihrer schwarzlockigen Nachbarin vorbei und schlägt temperamentvoll die Türe zu, als könnte diese alte, ohnehin mit Mühe in den Angeln bleibende Tür dafür, dass „wo eng im Raume sich die Dinge stossen“. O ihr Kinder der Menschen!

Lombardei

Erhaben und gewaltig ist der Dom zu Mailand, eindrucksvoll der Campo Santo, stolz das Castello dei Visconti und die hochgewölbten Tore von der Porta di Roma über die Porta di Vittoria bis zur Porta di Volts. Still und träumerisch der Platz zu Lodi, imposant der Portikus zu Parma und das herzogliche Schloss inmitten des unendlichen Parks, mächtig der Palazzo Reale und der romanische Dom zu Modena, lichterstrahlend das vornehme Bologna mit seinen hohen Türmen, seinen Palästen und seinen gewölbten Arkaden.

Die grosse Stadt

Von Gallarate weg sind es einundvierzig Kilometer bis Mailand, aber einundvierzig mühsame Kilometer, denn es ist eine ausschliessliche Autostrasse. Auf den herrlichen Wiesenstreifen Frankreichs würden wir die gleiche Strecke in der halben Zeit hinter uns bringen. Wenn es geht, lasse ich „Arbalète“ im weichen Strassengraben traben, sie muss allerdings viele dutzendmal hinein und wieder herausklettern, wenn Feldübergänge den Graben unterbrechen. Übrigens: so gut unterhaltene Strassen wie in Italien haben wir nirgends angetroffen. Alles ist blitzsauber, und alle zwei, drei Kilometer trifft man einen Wegknecht. Jeder Pferdedung und jedes Stückchen Papier wird vorzu weggewischt, und die Borde der Strassengräben sind exakt abgestochen, wie bei uns die Blumenbeete in den bessern Villen. Die Wegknechte sind angesehene Leute und gelten bei den schwarzlockigen Mädchen im Umkreis von sieben Dörfern als gute Partien, wie bei uns in Bern die Omnibuschauffeure. Sie sehen fast so schmuck aus wie anderwärts die Generalstäbler, hohe Mützen mit Galons je nach Dienstalter, saubere Stiefel und eine schmucke Uniform. Der Staat baute ihnen schmucke, rotbraun gestrichene Häuser längs der Strasse, meist zierte solche Casa Cantoniere ein liebevoll gepflegter Garten. Da würde der alte Hugi-Friedel, seinerzeit wohlbestallter Wegknecht zu Köniz, grosse Augen machen, denn er hatte an seinen Hosen mehr Flicke als Stoff, was seinen goldenen Humor durchaus nicht hinderte. Hängte er doch, als ihm einmal der hohe Gemeinderat nahelegte, er möchte etwas mehr „husen“ mit Besen und Schaufeln, ein halb Dutzend Besenstumpen und verrostete, abgewerkte Schaufeln an die Türe des Gemeindesaales, zum Zeichen, dass er das anvertraute Material durchaus nicht halbverbraucht wegwerfe.

Am Corso Sempione, in einem Aussenquartier Mailands, lasse ich nach dem Mittagessen Rettenmund mit „Arbalète“ zurück und gehe zu Rad auf die mühsame Suche nach einem Stall in der grossen Stadt. Dabei kommt mir Mailand, das ich von früher her kenne, fast grösser vor als Paris. Ich fahre so lange hin und her, bis mir die Sache zu dumm wird. Ein Cicerone führt mich nun gegen Entgelt die Strassen kreuz und quer und, wie wir einen sehr schönen Stall gefunden haben, zurück, Pferd und Radfahrer herbeizuholen. Im späteren Nachmittag werde ich auf der Redaktion des „Corriere della Sera“ empfangen, und

dann verbringen wir einen fröhlichen Abend mit der Schweizerkolonie, die an die tausend Mitglieder zählt und ein palastähnliches Klublokal besitzt. Hier sehe ich erstmals wieder Schweizer Zeitungen. Kaum sind wir sechs Tage von Bern weg, und alles scheint uns so weit und fernliegend, was uns doch zu Hause täglich und stündlich interessiert. Der Zusammenhalt der Schweizer deutscher, welscher, italienischer und romanischer Zunge in fremden Landen scheint uns besonders erfreulich, sie stehen als Pioniere schweizerischer Arbeit, Wissenschaft und Tüchtigkeit auf vorgeschobenen Aussenposten, und wer warm und wohlversorgt zu Hause sitzt, darf ihre Tatkraft und ihren Mut ohne Rückhalt bewundern.

Das Tabernakulum

Der Dom zu Mailand ist das Werk von mehr als vier Jahrhunderten. Gian Galeazzo Visconti legte 1386 den Grundstein, und 1809 wurde das letzte Gerüst von der Fassade weggetragen. Italienische, französische und deutsche Baumeister stritten sich um die Gunst der Herzöge von Mailand und trugen während Generationen ihre Pläne ins herzogliche Schloss, sie wurden angenommen und verworfen und wieder angenommen und nochmals verworfen. Ungeheure Mittel verschlang der Bau und wuchs nur langsam heran. Verwunderlich, dass unter all den Schwierigkeiten vieler Kriege, fremder Eroberungs- und Beutezüge, Aufstände und Bürgerwirren ein Werk heranreifen konnte, so herrlich und erhaben und gewaltig wie wenige in dieser Welt. Eine kreuzförmige Basilika mit fünfschiffigem Langhaus, dreischiffigem Querhaus, mit gewaltigen Säulen aus weissem Marmor, mit unzähligen tausenden herrlicher, bleigefasster, mit Bildern der biblischen Geschichte bemalter Scheiben, die das Tageslicht nur magisch gedämpft in vielen hundert Farben in die unendlich hohen Räume des Chorumganges und der Krypta fliessen lassen, mit hundertfünfunddreissig Türmchen, zweitausenddreihundert Marmorstatuen erster Künstler von fünfzehn Generationen — das ist der Dom zu Mailand, eine der grössten und schönsten Kirchen der Welt. Tag für Tag zu jeder Stunde seit vielen hundert Jahren knien die Gläubigen vor dem blauen Licht des Tabernakulums, und ehrfurchtsvoll lauscht der Fremdling dem Chorgesang herrlicher Knabenstimmen und der Litanei ehrwürdiger Priester in Chorhemd und Stola.

Der Hof des Herzogs Moro von Milano war einer der glänzendsten der Zeit. Fremde Prinzen und Fürstensöhne dienten als Pagen an der von schönen Frauen gezierten Tafel, durch die von Schweizern bewachten Tore fuhren in achtspännigen Karossen die fremden Ambassadoren mit den Geschenken ihrer Könige und Herrscher, Künstler von Gottesgnaden füllten die Schlösser und Kirchen mit herrlichen Gemälden. Der grosse Leonardo da Vinci hatte ausserdem für die herzogliche Armee Festungspläne zu entwerfen und Kanonen und Streitwagen, Sturmböcke und Mauerwidder zu zeichnen. Der stolze

Herzog Moro achtete den grossen Künstler und unentbehrlichen Ingenieur in ihm so hoch, dass er ihn wie seinen Bruder behandelte. Leonardo verfügte über eine Flucht von Zimmern im herzoglichen Schloss, zwölf Rosse mit Equipagen und eine zahlreiche Dienerschaft standen zu seinen Diensten, schöne Hofdamen warben um seine Gunst. Er aber, ein Kind freier Liebe und „schön wie ein Gott“, ging oft nach einem arbeitsreichen Tag allein auf den Markt, kaufte gefangene Vögel, welche die Händler für die Küche von Feinschmeckern feilhielten, und liess sie in den strahlenden Abendhimmel und in die goldene Freiheit entflattern. Mit der Vertreibung des Herzogs durch die Franzosen musste auch Leonardo weiterziehen, kam nach Parma und Rom und später an den Hof Franz' I. zu Amboise, wo er 1519 an einem lichten Maientag verschied. Wir haben im Park zu Amboise sein Denkmal gesehen, er war einer der grössten Künstler aller Zeiten und ein guter Mensch — gibt es höheren Ruhm?



Der Leierkastenmann

Das Wort

So gewichtig wie das Schwert ist in der Geschichte der Menschen das Wort. Die zündende Ansprache, kurz, markig, treffend, aufrüttelnd und mitreissend. Das Wort des geborenen Staatsmannes, das den Bürger entflammt; das Wort des Feldherrn, das den Soldaten begeistert.

Die alten Römer kannten dieses Wort im Guten wie im Bösen. Beschloss nicht der römische Senat nach der Niederlage von Cannae, „dass ein römischer Soldat nur siegen oder sterben dürfe“! Und Marius, als er sich um das Konsulat bewarb, zum Volke: „Ahnenbilder und Triumphe meiner Vorfahren habe ich nicht aufzuweisen, aber Narben von den Waffen der Feinde auf meiner Brust.“ Und Sulla, ehe er ein Bluthund und Tyrann wurde, als junger Feldherr zu seinen Legionen, die bei Orchemenos vor der Übermacht des Myrthridentes zu weichen begannen: „Hier, Römer, ist es ruhmreich für mich zu sterben! Wird man euch aber fragen, wo ihr euren Feldherrn verraten habt, so sagt: ‚Bei Orchemenos!‘“ Und seine Legionen siegten. Als die kimbrischen Häscher den greisen Marius auf den karthagischen Ruinen umstellten, vernahmen sie die Worte: „Meldet eurem Herrn, ihr hättet den Konsul Marius auf den Trümmern Karthagos sitzen gesehen!“ Und die Häscher wichen. Auch der alte Cato kannte die Wirkung seiner Worte, als er im Senat jede seiner Reden, mochte sie handeln, wovon sie wollte, mit der Wendung schloss: „Übrigens bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden müsse.“ Und Cäsar zu den meuternden Unterfeldherren, als sie sich weigerten, ihre Legionen nach Afrika einzuschiffen: „Quiriten! Ihr seid entlassen! Wenn ich ohne euch gesiegt haben werde, mögt ihr euch bei mir zur Verteilung der Beute melden!“ Und eilig gaben die Beschämten den Befehl zur Einschiffung.

Auch Napoleon kannte die Wirkung des treffenden Wortes, und Mussolini kennt sie. Wenn er zu seinen Italienern spricht, so nennt er sie „Volk von Rom“ oder „Volk von Turin“. Solche Anrede weckt den Stolz, verpflichtet, weil sie Achtung bezeugt, reisst mit, weil sie an eine ruhmreiche Tradition gemahnt. Der letzte „muratore“ fühlt, dass sie ihn zum verantwortungsbewussten Verfechter und Sachwalter der Geschichte von hundert Generationen macht.

Das Lied

Wenn Rettenmund eifrig strampelnd mit seinem Train uns überholt, will „Arbalète“ ins Zeug und den Wettlauf aufnehmen. Dann straffe ich leicht die Zügel, sie zu verhalten, denn wir laufen ja nicht um die Wette durch das schöne Italien. Unsere Strasse führt durch ein fruchtbares Land, riesige Obstkulturen, hauptsächlich Aprikosen- und Pfirsichbäume, bedecken die Ebene. Aber auch Weinberge und braune Äcker, und alles ist wohlgeordnet und gepflegt wie ein Garten ohne Anfang und Ende. Und wenn sich Gelegenheit bietet, von

der grossen Strasse weg über kleine Feldwege durch die Reben zu streifen, klingt oft an unser Ohr ein klangvolles Lied. Ein schwarzlockiges Mädchen mit rotem Halstuch, das mit dem Rechen das dürre Laub zusammenkehrt in ein riesiges Tuch, um hierauf den Ballen auf dem Kopf nach Hause zu tragen, ein brauner Junge, der nach den letzten Früchten auf hohen Ästen herumklettert, ein junger Bauer, der mit seinen Stieren im Joch auf den Acker hinauszieht, sind die Sänger. Dann steige ich gern eine kurze Weile aus dem Sattel, lasse „Arbalète“ Gras naschen und höre aus der Ferne zu. Auch abends oft, wenn wir uns in der kleinen Schenke zur Ruhe begeben und das Zimmerfenster nach dem kleinen Hof offen halten, klingt eine Laute, und eine helle Mädchenstimme oder ein prächtiger Tenor fällt ein, und stets bedauern wir, wenn solcher Gesang vorzeitig wieder verstummt. Und fast immer ist solch Lied schmelzend und weich und meist etwas sentimental und handelt von Liebe und Freude und Leid und selten von Kampf und Streit und Krieg. Sogar die Militärmärsche schneidiger Bersagliere- und Alpiniregimenter haben trotz Trommelwirbel und Paukenschlag etwas Weiches und Versöhnendes und scheinen eher zu Tanz und Spiel und glücklicher Freude als zu Kampf und Tod und Heldengrab zu rufen. Immer wird beim Italiener im Vordergrund die Freundschaft und Gastlichkeit stehen, und mag man ihn noch so sehr disziplinieren und zum verlässlichen Soldaten machen, stets wird er auch in Reih und Glied ein wenig Einzelmensch bleiben.

Das Dorf

Eine prächtige Kirche, meist auf offenem Platz, davor ein einfaches oder imposantes Soldatendenkmal, meist aus carrarischem Marmor, einige Bürgerhäuser mit wohl gepflegten, kleinen Gärten um diesen Platz gruppiert, ein niedriger Bäckerladen in der Ecke, ein Krämer- und Tabakladen mit dem italienischen Regiewappen über der Türe, daneben und längs der Strasse nach beiden Richtungen auslaufend die Bauernhäuser mit den mächtigen Heu- und Strohmetten in der Hofstatt, langhornige, weisse Kühe und trippelnde Schafe am Dorfbrunnen und ein kleines Eselgespann des Gemüsehändlers im Seitenweg — das ist das italienische Dorf. Nach Beendigung des Tagewerks steht die männliche Bevölkerung in Gruppen herum, diskutiert Wichtiges und wohl vor allem Nichtiges, alle kennen sich und wissen über des Nachbarns Verhältnisse genauestens Bescheid. Hat der Dorf Müller einen neuen Esel, wird er sachkundig von der ganzen Dorfschaft untersucht, kritisiert, gerühmt oder getadelt. Ebenso des Wirts neues Wagenpferd, mit welchem er eben auf schwankem Zweirad die Dorfstrassen auf und ab für sich ein Wagenrennen hält. Frauen und Mädchen tragen auf dem Kopf die Wein- und Wasserkrüge, und wenn sie an den Gruppen der Männer vorüberschreiten, springt wohl das Thema um, und die Blicke der jungen Burschen blitzen unter buschigen Brauen nach den zierlichen Wasserträgerinnen. Die

Brunnen sind meist tiefe Ziehbrunnen. Eine Kette führt über ein Rad, an jedem Ende hängt ein Kessel, und die hübschen Krugträgerinnen ziehen bald den einen, bald den andern Eimer hoch und leeren das köstliche Nass in die bereitgestellten Krüge.

Fast jedes Dorf hat sein Garibaldidenkmal oder wenigstens eine Piazza, die den Namen des Einigers Italiens trägt, oder einen Corso Garibaldi. In fünfzig Jahren wird jedes Dorf und jeder Flecken auch seine Piazza Mussolini haben. Inschriften an Gartenmauern und Holzwänden lassen den Duce hochleben, und sein Bildnis schaut von den Wänden jeder kleinen Pinte und Trattoria. Die Volkstümlichkeit Mussolinis ist nach unsern Wahrnehmungen gerade bei den untern Volksschichten, bei der Arbeiterschaft, den Kleinbauern und Pächtern, den Gewerblern verlagert, und auch seine ehemaligen Gegner erkennen seine staatsmännischen Eigenschaften an und zollen seiner Person alle Achtung, auch wenn sie im geheimen wohl noch immer das faschistische System ablehnen mögen.

Malerisch sind stets die Carabinieri in ihren historischen Uniformen mit dem breiten, weissledernen Wehrgehänge. Meist patrouillieren sie zu zweit mit umgehängtem Karabiner per Rad von Dorf zu Dorf. Sie sind von zuvorkommender Höflichkeit und Hilfsbereitschaft. Nur einmal will die Sache ungemütlich werden. Beinahe macht mein Kanonier Bekanntschaft mit italienischen Handfesseln, die schon hervorgezogen werden. Und das kam so: Rettenmund hat einigen Vorsprung und lagert, dem bläulichen Dunst einer Zigarette nachträumend irgendwo am Strassenbord. Zwei Carabinieri in Zivil radeln daher. Der fremdartige Bursche mit Rad und Anhänger mag ihnen verdächtig vorkommen. Und wie sie Ausweise verlangen und Rettenmund endlich begreift, was sie wollen, weigert er sich, seinen Pass irgendwelchen Zivilisten vorzuzeigen. Da nehmen ihn die Carabinieri in die Mitte, gerade wie ich um die Strassenbiegung angetrabt komme. Meine Intervention lässt vorab die schmucken Handfesseln verschwinden, dann weisen wir uns gegenseitig aus, und mein Spezialpass des hohen Ministeriums in Rom bewirkt Wunder. Mit vielen Entschuldigungen und dem römischen Gruss verabschieden sich die Gendarmen. Rettenmund sieht ihnen ohne besondere Zuneigung nach. „Die hei vürgäbe Freud g'ha“, stellt er mit Genugtuung fest, indem er seinen Train in Marsch setzt.

Poebene

Ein brauner Acker und weisse Stiere im Joch vor dem hölzernen Pflug, ein schwarzlockiges Mädchen im goldenen Laub des Weinbergs am stillen Fluss, ein hochgewölbtes Tor am Eingang der kleinen Stadt, auf fernen Hügelzügen ein blauer Dunst — das ist die Ebene des Po.

Die Brücke

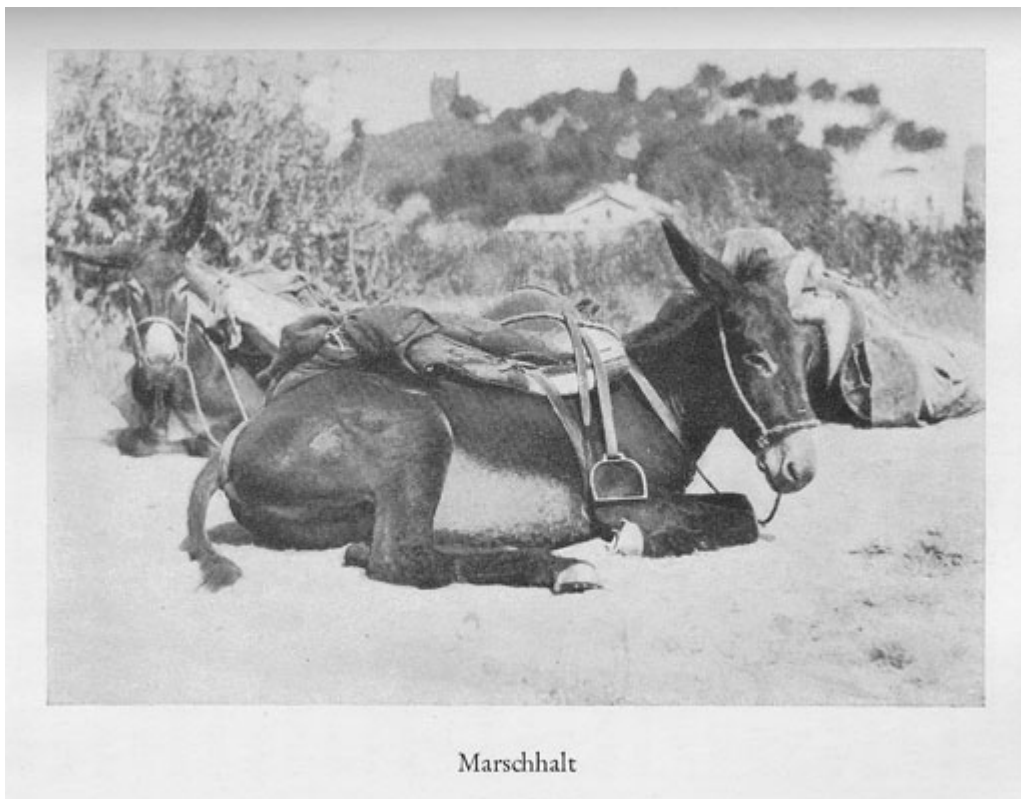
„Ich will euch hinabführen in die fruchtbarsten Ebenen der Welt! Reiche Landschaften, grosse Städte werden in eurer Gewalt sein! Ihr werdet dort Ehre und Ruhm und unermessliche Reichtümer finden!“ Es ist ein kleiner, bisher wenig bekannter Brigadegeneral, der diese stolzen Worte spricht, und er spricht sie zu einer halb verhungerten, zerlumpten, verlausten und im Dreck erstarrenden Armee, geführt von misshandeten und mürrischen Generalen, die lange keinen Sold mehr sahen. Und er führt diese Armee hinunter nach Mailand und ergreift selbst die zerfetzte Trikolore zum Sturm auf die Brücke von Lodi, er zwingt die Fürsten der Lombardei zu schimpflichem Frieden und vertreibt das kaiserliche Österreich aus Italien.

Die Brücke, über welche Napoleon Bonaparte die Soldaten der grossen Republik zum Siege von Lodi führte an jenem 10. Mai 1796, ist nicht mehr vorhanden, eine neue Brücke verbindet zweihundert Schritt flussaufwärts die Ufer der trübe fliessenden Adda. Es ist ein warmer Oktoberabend, wie wir in Lodi einziehen, bald einen guten Stall für unsern Rappen gefunden haben und Unterkunft bei freundlichen Wirtsleuten. Und nun sitzen wir auf dem malerischen Platz, vor einem kleinen Kaffeehaus im Freien. Rings um den Platz führen Lauben, fast wie bei uns in Bern, und kleine Läden stellen ihre Waren zur Schau. Ein Lautsprecher lässt das Lied von der blonden Kathrein in der „Goldenen Gans“ über den weiten Platz erschallen, und wenn wir ein wenig die Augen schliessen, können wir bei dieser viel gesungenen und doch gern gehörten Weise vermeinen, wir assistierten der Metzgergasschilbi trotz allerhöchstem Tanzverbot eines tapferen Polizeigewaltigen.

Und da wir gleich von der heiligen Hermandad reden: In Italien merkt man von ihr nicht nur herzlich wenig, sondern nichts. Da stellen sich naive Gemüter in unserer demokratischen Schweiz allerhand vor, was nicht ist, meinen, in Italien stehe hinter jedem Baum ein Polizist mit blanko ausgefülltem Verhaftbefehl und ein stirnrunzelnder Faschist mit gelockertem Dolch. Nirgends, nicht einmal im grossen, demokratischen Frankreich, geht man so frei und ungebunden herum wie im Italien Mussolinis. Den ersten Polizisten sahen wir überhaupt in Mailand, und es war ein freundlicher Verkehrspolizist, der uns mit aller Geduld mitten im ärgsten Trubel der Grossstadt zurecht wies, als wir nach einer Strassenrichtung fragten. Es drängt sich einem auf, das italienische Volk fühle sich frei und

ungebunden, und jeder könnte tun und lassen, was ihn gut dünke. Da wird gesungen — und meistens sehr schön gesungen — bis spät in die Nacht, an den Lastwagen hängen sich vor den Nasen der Verkehrspolizei die Radfahrer an wie Trauben, sogar vom Tram lassen sie sich mitschleppen; man sieht da Sachen, gegen welche unsere Polizisten mit gezogenem Gummiknüttl Sturm laufen würden. Manchmal überholen uns Autos im 80-km-Tempo, an einer langen Schnur lassen sich zwei, drei Arbeiter auf ihren Rädern — vom Automobilisten vielleicht unbemerkt — nachschleppen, und uns graust ob den möglichen Folgen solcher Fahrt. Wollen sie die Fahrt abbrechen, durchschneiden sie einfach die Schnur; noch kühner macht's ein „muratore“, der einfach sein Rad plötzlich bremst, wodurch die Schnur zerrissen wird, sie weht im Zugwind des Wagens lustig davon, während der „muratore“ im Eilzugtempo in einen Seitenweg abbiegt. Die Polizei mischt sich nicht ein. Wenn sich einer partout den Schädel einrennen will, ist dies seine Privatsache.

Uns scheint, der Staatsmann in Rom, der das neue Italien schuf, halte sich richtigerweise an die grossen Linien der Politik, erziehe das Volk durch Schule und Militär zu einer seltenen Disziplin, lasse ihm aber in seinen kleinen, alltäglichen Bräuchen und Wünschen vollständig freien Willen.



Die Strasse

Die Via Aemilia — heute Via Emilia — wurde ums Jahr 187 vor unserer Zeitrechnung vom Konsul Aemilius Lepidus für die römischen Legionen erbaut, um einen Verbindungsweg nach den nordapenninischen Provinzen zu schaffen. Sie führt über dreihundert Kilometer weit hinunter ans Adriatische Meer. Auf dieser endlosen, wie mit einem Lineal gezogenen, schnurgeraden Strasse reiten wir dahin und haben vom Standpunkt des Reiters für sie kein besonderes Lob. Eine tadellose Autostrasse, deren glatter Asphalt jeden Trab ausschliesst. Wenn immer möglich benutze ich mit „Arbalète“ die Trottoirs, mehrfache Erfahrungen lassen mich tunlichst vermeiden, den Rappen ins Gelände zu lenken. Wir reisen zwar durch ein ausgesprochenes Bauernland, aber alle Feldwege sind eingezäunt oder von hohen Dornenhecken umzogen, zahllose Wasserläufe mit oft sumpfigem Umgelände entwässern diese endlose Gegend, die ehemals meistens Sumpfgebiet war. Oft, wenn ich ein ordentliches Stück weit durch weiches Wiesland trabe und mich schon über den raschen Fortschritt solchen Trabens freue, sperrt ein hoher Dornenhag oder ein sumpfiger, breiter Wassergraben, den auch ein gutes Jagdpferd nicht überspringt, den Weg, und ich muss zurück und doch auf der glatten Strasse weiter, habe kostbare Zeit verloren und den Ärger umsonst obendrein. Einmal galoppiere ich unvermutet mitten in ein tückisches Sumpfloch, muss abspringen, versinke bis zum Stiefelrand und habe viele Mühe, „Arbalète“ herauszuhelfen. Nun sind wir beide kot- bespritzt bis über die Ohren. Und gleich darauf kratzt uns ein dorniges Gesträuch, das wir partout durchdringen, weil auf der andern Seite eine Brücke lockt.

Wer zog nicht alles über diese Strasse im Verlauf von zweiundzwanzig Jahrhunderten! Die Römer, um eine Welt zu erobern, Alarich mit seinen Goten, der grosse Cäsar, Kaiser Barbarossa, die Hohenstaufen, die alten Schweizer, die Österreicher und Franzosen und die Spanier! Wo sind die Früchte dieses Marschieren und Kampieren, dieser Schlachten, dieser Entbehrungen und dieser unermesslichen Not? Versunken und vergessen, grosse Reiche zermürbt und zerfallen und ins Nichts zurückgesunken, und was blieb, sind viele Zahlen und Namen in verstaubten Büchern, die bald nur noch der Historiker kennt. Der Strom des Lebens aber fliesst weiter, windet sich durch flache und sanfte Gefilde stiller Jahrzehnte, brandet dann plötzlich auf zu einem entsetzlichen Krieg, zu einer Weltwende, um in das Meer des ausgleichenden Vergessens auszumünden. „Glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilig ist!“

Die Stimme

Wir durchzogen Piacenza und Fiorenzuola, speisten zu Mittag in Fidenza und rücken nun allmählich auf Parma. Alle Orte in Italien haben klangvolle Namen, das Volk spricht die schönste Sprache der Welt, und man möchte stundenlang einen einfachen Mann aus dem Volke plaudern hören, dessen wohlklingende Stimme in unserem Ohre tönt wie ein gut vorgetragenes Gedicht. Der Stallknecht der Alloggia zu Fidenza hat eine Stimme, deren Wohl laut wir noch tagelang mittragen, eine Stimme, die ihn zum Ansager im Radio könnte werden lassen, und die kaum ihresgleichen hätte in den Sendestationen des Kontinents.

In Fidenza hatte „Arbalète“ die Gesellschaft eines kleinen, weissen Eselchens im Stalle, und sie vertrugen sich gut miteinander. Sie beschnupperten sich gegenseitig, und „Arbalète“ hatte nichts einzuwenden, dass wir dem herzigen Langohr einen Teil ihres Hafers in die Kufe schütteten. Dieses Eselchen gehörte zu einem Zigeunerkarren, der nebenan in einer Wiese stand, und um den ein selten schönes Kind von vielleicht sechs Jahren mit einer Ruine von Puppe spielte. Der Grossvater sass auf der Wagentreppe, und die Grossmutter wusch am Bach ein spärliches Mittagsgeschirr. Bald waren wir in vertraulichem Gespräch mit den alten Leutchen, deren Sohn und Schwiegertochter mit allerlei Hausrat auf dem Rundgang im Städtchen waren. Der Alte zeigte mir sein Verdienstkreuz, und wie wir der Grossmutter eine Büchse Talismalt für das lockige Enkelkind schenken, kannte der beiden Dankbarkeit keine Grenzen. Ich musste mit dem Alten in den kleinen Wohnwagen, und dort zeigte er mir allerhand: ein altes, ausgefranztes Militärbuch, auf das er mächtig stolz war, eine uralte Photographie von ihm und seiner Frau als Brautleute, ein Bild seines Sohnes als strammer Bersagliere und sonstigen Kram, an welchem sein Herz hing. Und wie ich mich in dem kleinen Wagen umsah mit dem Lischenbett und dem wackligen Tisch nebst zwei zerbrochenen Stühlen, gewahrte ich Bilder der königlichen Familie und ein grosses Bild Mussolinis, von welchem diese alten Leutchen, die in der Welt nichts ihr eigen nennen als einen klapperigen Karren und ein kleines, weisses Eselchen, mit hinreissender Begeisterung als dem „Salvatore d'Italia“ sprachen. Da stand ich, der überzeugte Demokrat, und mir schien, diese Verehrung der Ärmsten unter den Armen, der Heimatlosen und Wegmüden sei für den Duce mehr als alle die Feiern mit prächtigen Aufzügen, mit Musik und Fahnen und Reden, die wir an diesem 28. Oktober als dem zwölften Jahrestag des Marsches auf Rom in den zahlreichen durchzogenen Ortschaften sahen.

Die Strohmiete

Alte Bauernhöfe sind oft, wie in Frankreich, burgartig angelegt. Nach aussen zeigen sie nur die kahlen Wände, manchmal durch Schiessscharten für Bogenschützen durchbrochen, Fenster und Tore aber gehen nach dem Hof, in welchen man durch ein mächtiges

römisches Tor gelangt. Der italienische Bauer führt sein Heu und Stroh nicht unter Dach, sondern türmt es kunstgerecht zu hohen Mieten, und wenn der Wind über die Ebene streicht, trägt er den balsamischen Duft weit über die Lande. Das Heu scheint besonders nahrhaft, viele Zugtiere Italiens sehen jahraus, jahrein kaum anderes Futter in der Kufe, höchstens wird ihrem Trinkwasser Futtermehl beigemischt. Wir sehen meist wohl - gepflegte, saubere, weisse Kühe, und immer stehen sie auf reichlicher Streu. Das Vieh ist auch in Italien der Stolz des Bauern, und wenn man zwischen die Häupter tritt und rühmt, hat man gewonnenes Spiel. Dann glänzen die Augen des Bauernsohnes, der die Tiere wartet, und der Alte zählt die Preise her, die er für dieses oder jenes Stück bezahlt, und wie viel Milch jede gebe und welches Kälbchen von ihr stamme. Übrigens werden die Kälber nicht entwöhnt, sondern saugen an der Mutter, streifen auch meist frei im Stalle herum. Bei uns werden sie schon am ersten Tage der Mutter weggenommen und irgendwo im Stallgang festgebunden. Mächtige Strohmieten laden auch oft zu kurzer Rast. Dann nehme ich „Arbalète" den Zaum weg, sie lässt sich das Gras wohl schmecken, und ich bette mich für eine kurze Viertelstunde in weiches Stroh. Im nahen Busch am Weg zwitschern zahlreiche Vogelscharen, und einmal streift auch ganz nahe Meister Lampe vorüber, stellt die Löffel und schnuppert nach allen Seiten, um dann in langen Sprüngen kreuz und quer einem braunen Stoppelfeld zuzustreben.

Der Gladiator

Es ist ein schwüler Vorsommertag des dreiundzwanzigsten Jahres vor unserer Zeitrechnung. Heiss brennt die Sonne nieder auf das Amphitheater der Gladiatorenschule zu Capua. Vom untersten Podium der Likatoren bis hinauf zu den obersten Reihen des Plebs und der Lastträger und Sklaven ist jeder Platz besetzt. Fünzigtausend Schaulustige sind herbeigeströmt, das Ausscheidungstreffen für die grossen Spiele zu Rom zu sehen. Numidische Sklaven schüren unter den Arkaden die kleinen Kohlenfeuer, an welchen die Fechtmeister ihre langen Stangen glühend machen, ermattete oder furchtsame Kämpfer in die Arena zurückzutreiben.

Zehnmal zwanzig Gladiatorenpaare zu Fuss sind bereits aufgetreten, über dem Sand der Arena schwelt ein Dunst von Schweiss und Blut. Die Erregung der Massen geht in einen Beifallssturm über, wie nun der Editor Muneris als letzten Kampf — die „andabatae" — die berittenen Gladiatoren ankündet. Hell schmettern die Trompeten. Zehn herkulische Reiter auf kappadozischen Schimmelhengsten rasen durch das Tor in die Arena, umkreisen unter ohrenbetäubendem Beifallsgeschrei der Menge die Bahn, um am Nordende Aufstellung zu nehmen. Ihnen folgen zehn weitere auf dalmatinischen Rappen, galoppieren gegenüber den ersten in eine Reihe. Eine erwartungsvolle Stille legt sich über das Theater, man hört nichts als das Schnauben der aufgeregten Rosse, auf welchen die Gladiatoren wie Statuen halten.

Die Reiter sind nackt, nur ihr Kopf ist bedeckt mit einem Helm, und an den blossen Füßen tragen sie mit breiten Riemen an den Fersen geschnallt spitze Eisen als Sporen. Mitleidlos funkelt die Sonne in den glänzenden Helmen.

Der Editor Muneris verkündet mit lauter Stimme, dass gekämpft werde bis auf den Tod. Ein erneuter Beifallssturm folgt seinen Worten. Und wie er sich legt, gibt ein Hornstoss das Zeichen zum Beginn des grausen Schauspiels. Der Sand der Arena stiebt, von flüchtigen Hufen, mit Gedankenschnelle sind die weissen und die schwarzen Reiter aneinander. Beim ersten Anprall stürzen fünf Gladiatoren vom gegnerischen Speer im vollen Rosseslauf durchbohrt zu Boden, ihre Besieger springen vom Pferd, setzen den Verröchelnden den Fuss auf den Nacken, reissen den eigenen Helm vom Kopf und richten den Blick nach der Menge, die vor Begeisterung rast.

Fünf weisse Reiter, fünf schwarze Reiter sind noch im Kampf, tummeln ihre Rosse in kurzen Volten und wechseln Lanzenstich und Parade, nehmen Abstand, um erneut wie rasend einander anzurennen, flüchten zwanzig, dreissig Pferdelängen, um plötzlich ihren Hengst in glänzender Parade und Wendung auf der Nachhand herumzureissen und den Verfolger durch geschickten Stoss abzufangen. Die fünf Paare scheinen sich ebenbürtig, lange wogt der Kampf unentschieden hin und her. Die Rosse triefen von Schweiss, Schaum schlagen ihre pochenden Flanken, und wie auf Verabredung halten oft die Kämpfer still, Luft zu schöpfen für Reiter und Tier und neue Kraft zu sammeln. Dann erhebt sich ein Zischen unter dem Volk, und missbilligende, eigensinnige Rufe verlangen nach Fortsetzung; auf einen Wink des Editor Muneris rücken die Fechtmeister vor mit ihren langen, glühenden Eisenstangen, die Ermüdeten anzutreiben. Wieder sinkt ein Gladiator vom Ross und wieder einer und noch einer. Zwei Paare kämpfen noch und bringen ihre müden Rosse kaum mehr von der Stelle, nun ist es noch ein einziges Paar. Die Menschenmenge hält den Atem an, und auf den Galerien kann man die Mücken summen hören. Beide Reiter wenden im Schritt voneinander ab, nehmen, scheinbar unbekümmert um den Gegner, erheblichen Abstand, wenden sich gegeneinander und halten. Der Rappe ist weiss von Schaum und Schweiss, dem Schimmel rinnt das Wasser in schmutzigen Bächlein aus dem Fell in den Sand man sieht die mächtigen Brustkörbe der Gladiator sich heben und senken unter tiefen Atemzügen. So lange sie auch halten, kein Zischen ertönt, und kein Zuruf fordert Fortsetzung, und kein Fechtmeister nähert sich mit seiner Eisenstange. Fünzigtausend Menschen starren auf zwei Reiter wie Statuen, kein Auge wendet sich von ihren dampfenden Rossen. Da endlich hallt durch die Arena ein Kampfruf, der Schimmelreiter ist's, der seinen Gegner und Schicksalsgefährten zur Entscheidung fordert. Die Zügel straffen sich, die Fersen schlagen wild in die Flanken der sich bäumenden Hengste. Eine Wolke von Sand erhebt sich hinter den Rossen, die in zwanzig Galoppsprüngen den kurzen Zwischenraum durchmessen. Furchtbar ist der Anprall. Ein Lanzenstich durchbohrt den Arm

des Schimmelreiters, doch dies bewirkt zugleich des Gegners Verderben. Der schwarze Reiter kann die Lanze nicht rechtzeitig frei bekommen, der Speer des Schimmelreiters wirft ihn in den Sand. Ein orkanartiger, nicht enden wollender Beifall lässt die Mauern erzittern. Der Sieger springt vom Ross, setzt dem unverwundeten Gegner den Fuss auf die schwer atmende Brust. Beide keuchen, und aus der Schulterwunde des Siegers rieselt das Blut. Er lässt seine Blicke in die Runde schweifen, während der Besiegte zum Zeichen der Bitte um Gnade den Zeigefinger gegen das Volk erhebt. Doch so weit die beiden blicken, sie sehen nur abwärts gekrümmte Daumen, das Zeichen des Todes. Da geschieht etwas Seltsames. Den Fuss noch auf der Brust des Unterlegenen, erhebt auch der Sieger gnadeheischend den Zeigefinger, statt nach dem Willen des Volkes zum Fangstoss auszuholen. Das Beifallklatschen und Rufen und Freudegetrampel verstummt, ein vieltausendstimmiges Zischen tönt herab, und eigensinnig erschallt von allen Seiten der Ruf nach dem Tode.

Der Editor Muneris kommt heran und die Fechtmeister mit den glühenden Stangen. Der Sieger reisst den Helm vom Kopf, zornfunkelnd streifen seine Blicke die Bedränger. Ein Jüngling noch scheint er zu sein von seltenem Ebenmass der Glieder, sehnige Muskeln künden die Titanenkraft seiner Arme. Er wendet sein tief gebräuntes, edles Antlitz dem Editor Muneris zu, trotzig hält er ihm den Gnade heischenden Zeigefinger vors Gesicht. Das Pfeifen, Johlen und Heulen von fünfzigtausend Menschen steigert sich zum Lärm der sieben Höllen. Und der Editor Muneris zischt ihn an:

„Töte ihn!“

„Er ist von meinem Stamm!“

„Töte ihn!“

„Er ist der Beschützer meiner Jugend!“

„Töte ihn!“

„Er errettete mich vor dem Tode!“

„Töte ihn!“

„Er ist der Auserkorene meiner einzigen Schwester!“

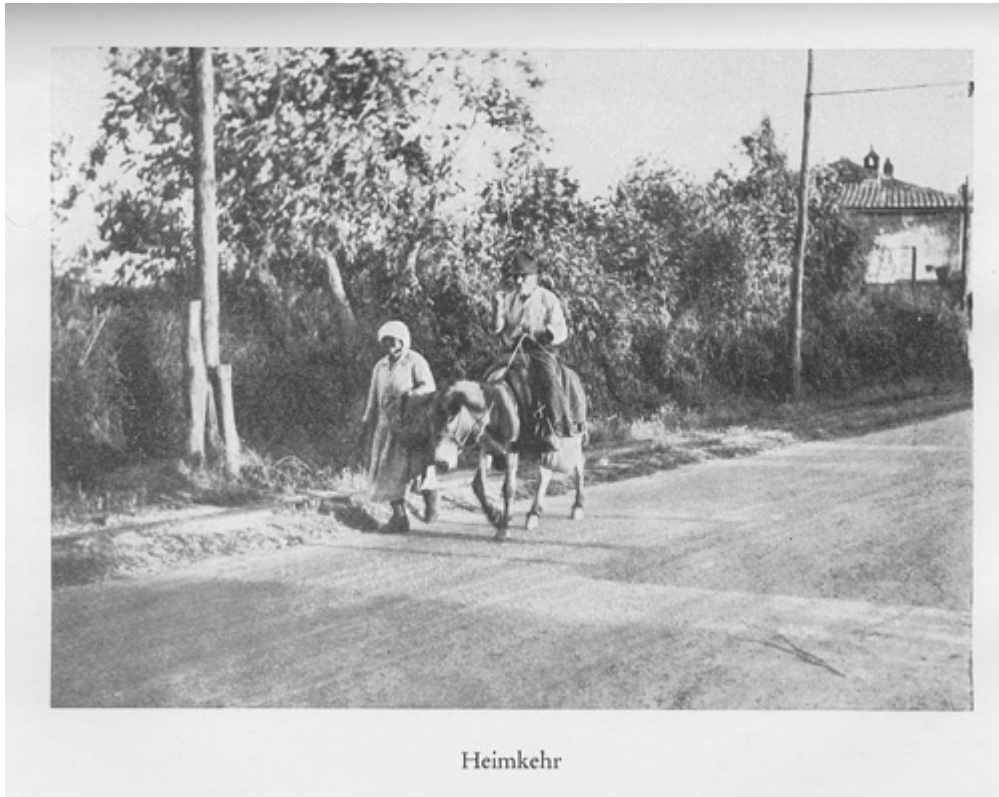
„Töte ihn!“

Einen hilflosen Blick wirft der Sieger in die Runde, hinauf in den strahlenden, grausamen Himmel; dann ziehen sich seine Augenbrauen zusammen, zornfunkelnd scheinen seine Blicke die Fechtmeister zu durchbohren, die ihre glühenden Stangen, gegen ihn senken. Er fasst den Speer und hebt ihn hoch:

„Es sei! Sein Blut komme über Rom!“

Und mit furchtbarem Stoss durchbohrt er des Besiegten Brust, der sich nochmals aufbäumt und strampelnd mit den Füßen in den Sand schlägt. Das Volk rast, und der Beifall will nicht enden. Gleichgültig nimmt er die „palma gladiatora“ — den Palmzweig des Siegers — entgegen. Gleichgültig, und ohne sich um die begeisterten Huldigungen von fünfzigtausend

Menschen zu kümmern, besteigt er seinen Hengst, die Runde des Siegers um die Arena zu reiten.



Der Feldherr

Zwei römische Legionen haben ihre Zeltstadt um Mutina, das heutige Modena, aufgeschlagen. Im Feldherrenzelt steht vor dem Prokonsul Cassius, aus Rom nach beispiellosem Dauerritt mit wenigen Begleitern herbeigeeilt, der Volkstribun Aulus Gabinius. Und seine sorgenvolle Stimme zittert leicht, wie er zum Feldherrn spricht:

„Auf deine zwei Legionen stützen sich die letzten Hoffnungen Roms! Unterliegst auch du, Cassius, ist alles verloren!“

Der Prokonsul blickt finster vor sich hin, dann in verhaltenem Zorn:

„Und die Legionen des Prätors Varianius?“

„Geschlagen, Cassius! Zersprengt und aufgerieben!“

„Und die berühmten Prätorianer des Lentulus?“

„Vernichtet nach beispielloser Aufopferung bis auf den letzten Mann!“

„Und die Kohorten und Reiter des Gellius?“

„Zerbrochen, Cassius! In alle Winde zerstreut!"

Der Feldherr reckt seine mächtige Gestalt: „Welche Schande! Römische Legionen ohne Zahl, die sich von feigen Sklaven schlagen lassen!"

Aulus Gabinius schüttelt das Haupt:

„Feige Sklaven, Cassius? Du irrst! Ein Heer aus der Unterwelt, das anschwillt wie der Bergbach zur Schneeschmelze. Kelten und Germanen leisten ihm Zuzug. Kampanien haben sie verwüstet, Lucanien in eine Trümmerstätte verwandelt, ganz Apulien mit Brand und Mord in Schutt und Asche sinken lassen! Deine zwei Legionen sind unser letzter Schutz!"

„Wer führt die Hunde?"

„Krixius und Oenemaus sind die Unterfeldherren, doch den Oberbefehl führt ein unbekannter Sklave aus Thrakien, ein junger Gladiator der Fechterschule zu Capua!"

Der Feldherr geht mit gemessenen Schritten gedankenvoll auf und ab, bleibt dann vor Aulus Gabinius stehen:

„Es sei, Gabinius! Kehre zurück nach Rom, lasse neue Legionen ausheben und melde dem Senat, der Prokonsul Cassius werde die Ehre Roms retten oder untergehen."

Wenige Tage sind vergangen. In seinem eigenen Feldherrenzelt steht gefesselt zwischen zwei herkulischen Fechtersklaven der Prokonsul Cassius. Finster blicken seine stahlharten Augen auf den Jüngling von sehnigem Wuchs, der inmitten zweier riesiger numidischer Hunde vor ihm steht, umgeben von den übrigen Anführern der Sklaven. Der junge Thrakier blickt in die Runde, dann sich zu seinem Gefangenen wendend:

„Prokonsul von Rom! Leben und Tod stehen in meiner Hand!"

„Du sagst es!"

„Ich kann dich zertreten wie ein Gewürm!"

„Du sagst es!"

„Fürchtest du den Tod, Feldherr?"

„Kein römischer Soldat fürchtet den Tod!"

„Auch nicht einen grausamen Tod, Cassius?"

Und wie der Römer trotzig schweigt:

„Siehst du diese Hunde aus Numidien, alter Mann? Sie lechzen nach Blut! In Capua wurden sie gelehrt, wie man Menschen zerreisst!"

„Du wirst einem alten Mann ehrlichen Soldatentod gewähren!"

Da reckt sich der Thrakier empor, und in bitterem Zorn:

„Wann hat je euer Rom dem Besiegten Schonung werden lassen? Habt ihr nicht unsere Väter und Brüder vor die wilden Bestien geworfen? In lecken Booten

gefrässigen Krokodilen ausgeliefert? In düstern Verliesen die Wehrlosen erdrosselt? Die Schlachtfelder mit Kreuzen und Galgen bewaldet? Habt ihr nicht den Säugling von der Mutterbrust gerissen und den Hunden vorgeworfen? Habt ihr nicht Greise und Frauen und Kinder mit Pech bestrichen und mit diesen lebenden Fackeln die Arenen beleuchtet? Habt ihr nicht den Sohn den Vater und den Bruder den Bruder töten lassen vor den Augen eures vertierten Volkes? Welche Schandtat, die zum Himmel schreit, habt ihr nicht mit Wollust und beispielloser Grausamkeit verübt? Sprich, alter Mann, gibt es Schändlicheres als euer schändliches Rom?"

Kalt blicken die Augen des Feldherrn in die seinen:

„Ich bin in deiner Gewalt! Mache ein Ende!"

„Hast du keine Rechtfertigung für dein stolzes Rom, Feldherr?"

„Rom rechtfertigt sich mit der Schärfe des Schwerts!"

Da lacht der Thrakier auf, wild und höhnisch:

„Euer Schwert ist stumpf, Cassius! Euer Arm ist schwach! Eure stolzen Legionen sind zertreten! Rom liegt hilflos zu meinen Füßen!"

„Du irrst! Rom ist die Macht der Welt!"

„Ha, glaubst du? Rom ist ein altes Weib, an allen Gliedern gelähmt! Wir werden dieses Rom überschwemmen wie die Sturmflut den Strand!"

„Die Sturmflut wird sich wieder verlaufen, und der Strand wird sein wie zuvor!"

„Ich werde dieses Rom zertreten! Ich werde dieses Rom verbrennen! Ich werde dieses Rom vom geschändeten Antlitz der Erde tilgen! Kein Stein wird auf dem andern bleiben! Eine Wüste wird sich dehnen, wo Rom in Sünden schwelgte!"

„Rom ist ewig! Mächtigere als du sind an seinen Mauern zerschellt!"

„Unsere Leiber werden diese Mauern niederdrücken! Alle geknechteten Völker der Erde folgen meinen siegreichen Waffen, nichts in dieser Welt ist mächtig genug, den Ansturm meiner Macht einzudämmen! Du aber, stolzer Feldherr, sollst Zeuge sein unseres Triumphs! Ich schenke dir das Leben das mir verfallen! Doch, da du nicht mehr der stolze Statthalter bist des stolzen Rom, lass dich deiner Ehren und Würden entkleiden!"

Finster blickt der Prokonsul, wie er ihm die Kette mit den Amtsinsignien vom Halse löst und einem seiner Hunde umhängt mit den höhnischen Worten:

„Roms höchste Würden sind gut genug für unsere Hunde, Feldherr von Rom!"

„Stände ich frei vor dir, du würdest diese Schmach bezahlen!"

„Du forderst mich, alter Mann?"

„Ich fordere dich auf Leben und Tod!"

„Wohlan, Feldherr! Ich nehme deine Forderung an. Für später! Auf den Trümmern Roms will ich dir stehen auf Hieb und Stich!"

Die Kreuze

In letzter Stunde siegt die Disziplin und soldatische Schulung über mangelhafte Kriegszucht und chaotische Unordnung zusammen gewürfelter Massen. Sechzigtausend Sklaven liegen erschlagen auf der Walstatt von Petelia, ebenso viele flüchten durch die lichten Wälder von Pinien und fallen in die Kohorten des von Spanien wiederkehrenden Pompejus und werden vollends vernichtet. Neuntausend Gefangene halten inmitten der gesenkten Speere der römischen Legionen. Zwanzig Manipel fällen die Stämme des nahen Gehölzes, rohe Kreuze zu zimmern und sie auf das nahe Schlachtfeld zu schleppen. Der Sieger des Tages, Prätor Licinus Crassus, geht mit dem befreiten Cassius zwischen den Toten auf und ab.

„Hart war der Kampf, Cassius! Sieg und Niederlage schwankten lange auf der Waage.“

„Du bist der Retter Roms!“

„Sie kämpften wie nordische Berserker! Unsere Verluste sind schwer. Die Blüte der römischen Jugend liegt geknickt auf diesen Feldern. Wäre ihr Führer nicht im Kampf gefallen, wäre die Geschichte Roms zu Ende!“

„Er war ein tapferer Mann, Crassus!“

„Ein Löwe und Tiger an beispielloser Wut! Zwei meiner besten Centurionen und viele Soldaten fielen von seiner Hand!“

„Kröne deinen Sieg mit Milde, Crassus! Lass das mit den Kreuzen!“

„Keine Milde, Cassius! Keine Gnade! Gnade ist Schwäche!“

„Du irrst! Rache ist Schwäche! Gnade ist das Vorrecht des wahrhaft Starken!“

Erstaunt betrachtet der Prätor den alten Feldherrn:

„Welche Gesinnung spricht aus dir? Ist der Prokonsul von Mutina ein schwaches Weib geworden? Ist nicht dies Schlachtfeld ein Zeuge, wohin Schwäche führt?“

„Zeuge ist es vielmehr, wohin unmenschliche Härte führt, Crassus!“

„Wie meinst du das?“

„Wie ich das meine? Haben nicht die Härte und die Grausamkeit, mit welchen wir die Sklaven zur Verzweiflung trieben, diesen Aufstand erst ermöglicht? Welcher Schuld zeihst man sie? Jawohl, sie haben gewütet und die bestehenden Gesetze gebrochen, hundertmal, tausendmal, zehntausendmal! Aber wer machte diese Gesetze? Wir ihre Herren und Unterdrücker! Welche moralische Verpflichtung können wir ihnen auferlegen, diese ungerechten Gesetze, die uns Gewalt geben über ihr Leben und ihren Tod, und die uns erlauben, die Blutbande ihrer Geburt zu zerreißen, zu halten? Und dann: wird nicht die Gnade, welche du den wenigen, die dem Blutbad entrannen, gewährst, ihren Widerstand entwaffnen für alle Zeiten?“

„Ihren Widerstand muss man brechen mit der Schärfe des Schwerts und vernichten

mit der Unerbittlichkeit der Gesetze!"

„Und damit neuen Hass pflanzen! Glaube mir, Crassus, während der Monate, da mich dieser Thrakier als Gefangenen durch die Provinzen schleppte, hatte ich Musse, über die Ordnung der Dinge dieser Welt nachzusinnen. Und ich bin zur Überzeugung gekommen, dass wir die erste Schuld tragen und dass aus dieser ersten Schuld ihre Schuld erwächst und wechselseitig sich fortpflanzt ohne Ende. Geben wir das verzeihende Beispiel der Milde. Der Führer dieser Sklaven war ein edler Mann, der die Frauen und Kinder nach Kräften und Vermögen schützte, etwas, das wir nie taten, wenn die Besiegten vor uns im Staube lagen..."

„Der auch dich schützte, Cassius! Und deshalb glaubst du, ihm und den Seinen Dank zu schulden, und vergisst, dass sie wider Recht Krieg führten und wider Recht dich in ihre Gewalt bekamen..."

„Welche Kriege werden mit Recht geführt, Crassus?"

„Das fragst du, der ruhmreiche Feldherr vieler Eroberungskriege?"

„Das frage ich, Crassus, und alle meine Triumphe gäbe ich mit Freuden für die Erinnerung an eine einzige gewährte Gnade."

„Du sprichst umsonst, Cassius! Deine Dankbarkeit, auch wenn sie begründet wäre, darf dich nicht verleiten, wider die Interessen des Staates zu handeln. Wohin würde es führen, wenn Rom die Verwüster seiner reichsten Provinzen unbestraft ziehen liesse? Kein Wort mehr, Cassius, du wirst meinen wohlerwogenen Entschluss nicht ändern!"

„Welch Verhängnis! Mögen die Schatten der Toten dich nicht verfolgen in deiner letzten, bangen Stunde, Crassus!"

Mit gesenktem Kopf verlässt der alte Feldherr den Sieger. Schaurig tönen die Äxte der Zimmerleute am grünen Holz der Kreuze. Ein kahler Wald von Galgen starrt während Wochen mit entsetzlicher Last in den azurblauen Himmel und in die kalten, sternklaren Nächte, und aus den Bergen streifen die Geier zu Tal.

Dies ist der Sklavenaufstand des Spartakus, eines jungen Gladiators aus Thrakien. Er wird in der Weltgeschichte verzeichnet bleiben als Verzweiflungstat einer geknechteten Klasse gegen Willkür und Entrechtung und finstere Gewalt der Herrschenden bis in die spätesten Zeiten.

Zwiesprache

Die Tiere verstehen unsere Sprache. Die Pferde besonders. Und sie antworten auch, mit dem Spiel ihrer Ohren, mit dem Ausdruck ihrer dunkeln, tiefen Augen. Wenn man sie lobt, stellen sie ihre feinen Ohren ganz spitz nach vorn, und ihr Auge ist voll und klar. Tadelt man

sie oder schimpft gar mit ihnen, dann legen sie die Ohren zurück, ihr Blick ist traurig, und oft geben sie auch ihrem Missbehagen Ausdruck, indem sie den klugen Kopf abwenden. Wenn wir sehr lange marschiert sind und „Arbalète“ findet, es wäre für diesen Tag genug, dann weiss sie dies wohl auszudrücken. Schreite ich neben ihr her die letzten paar Meilen Wegs, so stösst sie mich leise mit dem Kopf. Dann spreche ich ihr zu. Ich erzähle ihr ganz ernsthaft, dass wir bald zur Stelle sein werden, dass sie Stallung und Hafer und gutes Heu und Wasser finden werde. Dass es sicherlich nicht mehr lange dauern werde bis dahin. All das glaubt sie mir aufs Wort und schreitet munterer aus. Sie beginnt den langen, buschigen Schweif freudig um die Flanken zu schlagen. Sie ist nicht bodenscheu. Aber wenn der Wind ein Papier daherweht, betrachtet sie es schnaubend und will zur Seite weichen. Aber immer genügt es, wenn ich ihr beruhigend zuspreche und den schlanken Hals streichle. Meist halten wir auch Zwiesprache. Wenn ich ihr von Ferne ein Ackerpferd, ein Maultier oder Eselchen zeige, dann wiehert sie. Und wenn sie etwas von Zucker hört, dann spitzt sie sofort die feinen Nüstern. Zucker ist für sie ein Zauberwort, besonders für die letzte Wegstrecke, und zugleich eine Aufmunterung. Haben wir noch sechs bis sieben Kilometer abends, dann zähle ich so viele Stückchen Zucker ab. Bei jedem Kilometerstein erhält sie ein Stück. Das weiss sie ganz genau und bleibt unfehlbar stehen, wenn der weisse Kilometerstein im Mondschein blinkt und der Zucker noch nicht zur Stelle ist. Hier in Italien ist allerdings Würfelzucker nur in den Städten erhältlich. Geht er uns aus, dann muss sich „Arbalète“ mit Brot begnügen. Das passt ihr weniger. Besseren Ersatz scheinen ihr süsses Backwerk, Kuchen und Schokolade. Einmal, wie wir nichts anderes zur Stelle haben, leckt sie mir aus der hohlen Hand eine halbe Büchse Talismalt. Sie leckt noch eifrig, wie schon lange kein Krümchen mehr an der Handfläche klebt. Und wenn von da weg Rettenmund abends die Talismaltbüchse aus dem Fourgon packt, meint sie stets, es sei für sie, lässt das Heu und wiehert. Aber so sehr ihr mein Kanonier alles Erreichbare zuhält, sich am Wirtshaustisch die Taschen mit den Zuckerwürfeln füllt zum Entsetzen der Kellner, so sorgsam hütet er seine Talismaltbüchse, und „Arbalète“ ist jedes mal ordentlich enttäuscht.

Nicht jedes Pferd würde sich für eine solche Reise eignen. Es gibt Tiere, die an ihrem gewohnten Stall hängen, sich erst gewöhnen müssen und am neuen Standort nicht essen, sich nicht zur Ruhe legen. „Arbalète“ nimmt mit allem vorlieb, wenn sie nur gute Streue vorfindet. Es ist ihr gleichgültig, ob sie in stolzer Boxe mit Wandteppichen oder in einem alten Kellergewölbe Nachtquartier bezieht. Sie ist ein „cheval de guerre par excellence“. Nie „klebt“ sie, wie das viele Reitpferde zum Brauche haben, die nicht von der Abteilung oder von zufällig Weges kommenden Geschlechtsgenossen mehr weg wollen. Und hält doch gute Kameradschaft, ist nicht „futterneidisch“, wenn wir einem mageren Eselchen von ihrem reichlichen Hafer etwas überschieben. Sie duldet das mit selbstverständlicher Grossmut, geborener Aristokratie.

Emilia

Die Arkaden

Wir Berner sind stolz auf unsere Lauben, und das mit Recht. Sie geben unserer schönen Stadt ihr heimeliges, warmes, vertrauliches Gepräge. Auch Bologna ist eine Stadt der Lauben. Gewaltige Arkaden lassen einen endlosen Zug von Menschen geschützt unter den Hausfronten hinziehen und scheinen wie unsere Berner Lauben das Stelldichein der Jugend und die Promenade der Alten zu sein. Offiziere und Soldaten aller Waffen in ihren schmucken Uniformen, faschistische Miliz in romantischem Aufzug mischen sich unter ein ebenfalls farbenfrohes Zivil einfacher Bürger und schöner, schwarzlockiger Frauen. Grossartige Patrizierpaläste geben durch künstlerisch fein geschmiedete, hohe Tore Durchblicke in sonnige Gärten mit Palmen und Agaven; steile Adelstürme und viele gewaltige Kirchen verleihen Bologna sein besonderes Gepräge. Es ist eine der ältesten und reichsten Städte Italiens, Hauptstadt der Provinz Emilia und Zentrum der grossen Bauernprovinz „La Grassa — die Fette“. Die Stadt war im Verlaufe der Jahrhunderte das Streitobjekt vieler Kriege, wechselte oft die Oberherrschaft, bis sie vor vierundsiebenzig Jahren zum neuen Italien kam.

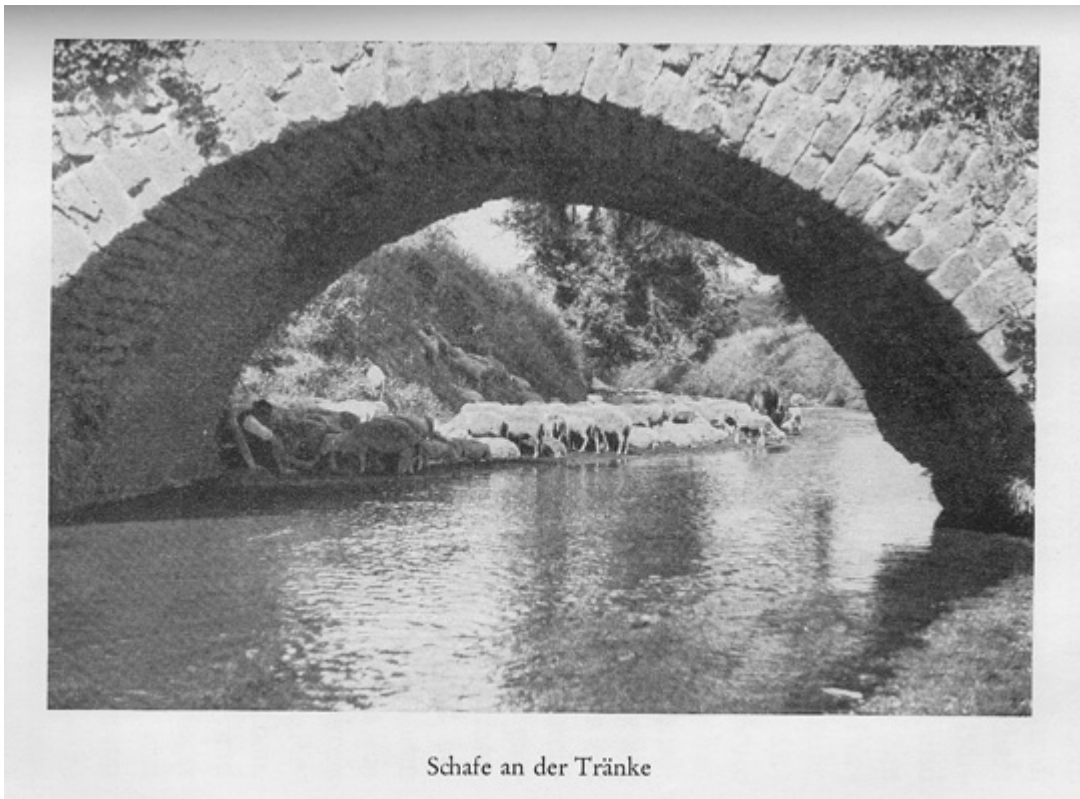
Hier logieren wir nach all den kleinen Gasthöfen und Pinten im Hotel Roma. „Arbalète“ bezieht eine grosse Boxe der städtischen Reitschule. Sie nutzt die Zeit durch vieles Schlafen, denn wir machen auf unserer Reise den zweiten Rasttag. In den Ställen der Reitschule stehen Pferde verschiedener Rassen und Abstammungen, alle wohl gepflegt und in peinlichster Sauberkeit gehalten. Reichliche Streu in den Ständen, Polster an den Schlagbäumen, Teppiche durch die Stallgänge. Mit welcher Sorgfalt auch in Italien die Luxuspferde behandelt werden, zeigt sich auch hier. Der Stallbursche fettet die Hufe der Tiere mit den Händen und massiert das Fett förmlich in die Hufporen hinein. Welch Kontrast gegenüber den vielen vernachlässigten, schlecht genährten Kleppern, denen man immer noch auf allen Landstrassen begegnet! Dabei braucht es nur richtige Anleitung und Erziehung, jahrhundertealte Missstände zu beheben. Wir haben alles Zutrauen in den Duce, dass er auch auf diesem Gebiet noch durchgreifen wird, nachdem er die Tierquälereien bei schweren Strafen verboten hat. Denn es darf nicht genügen, Misshandlungen zu ahnden, sondern muss dahin kommen, dass in allen Kulturstaaten derjenige geächtet ist unter anständigen Menschen, der seinen Tieren nicht vorsorgliche Liebe zuteil werden lässt.

Stolze Tore

Die meisten italienischen Städte betritt man durch stolze Tore aus der Zeit der römischen Weltherrschaft. Dass sie erhalten blieben bis auf unsere Tage, muss uns dankbar stimmen und darf keineswegs als selbstverständlich hingenommen werden. Denn Italien sah, wie kaum ein anderes Land, immerwährenden Wechsel in der Oberherrschaft über seinen Provinzen. Unzählige Kriege und Bürgerwirren durchschauerten seine Geschichte und erschütterten die Grundlagen seiner Völker im Verlaufe von dreissig Jahrhunderten. Fremde Fürstengeschlechter regierten die einzelnen Landesteile, und nicht immer lag es in ihrem Interesse, altrömische Tradition im Volke wach zu halten. Heute wacht ein strenges Gesetz über alle historischen Bauten und Landschaften und hat sie zum Nationaleigentum erklärt. Kein Stein darf ohne Bewilligung durch den Staat verrückt werden. So sehen wir oft solch altes, stolzes Tor breitspurig an engem Durchpass dem modernen Verkehr sich selbstbewusst entgegenstellen, die Automobilkolonnen, die Tramzüge, die Fuhrwerke zwingend, langsam und bedächtig durch den hochgewölbten Bogen zu fahren oder darum herumzuschwenken. Meist führen die modernen Autostrassen in einem weiten Halbkreis um die alte Stadt herum, dann wähle ich mit „Arbalète" den alten, direkten Weg durchs Städtchen, über das holperige, vielhundertjährige Pflaster und sehe reizende architektonische Kunstwerke längst entschwundener Zeiten, massige Adelshäuser mit zierlichen Erkern und prächtigen, schmiedeeisernen Toren und Haustüren und gewölbten Fenstern.

Unsere modernen Verkehrstechniker, deren Fanatismus so manch altes Bauwerk weichen musste und welche schon unendlich viel unnütz preisgaben, was Zierde und Anziehungspunkt für die betreffende Stadt war, möchten wir nach Italien oder Frankreich oder Deutschland in die Lehre schicken, um zu erkennen, dass es mit einigem guten Willen auch mal um ein altes Tor herum geht, ohne dass man ein gähnendes Loch in ein reizendes Stadtbild reisst. Bei Mussolini jedenfalls würden unsere Berner Baugewaltigen, die schon unendlich viel auf ihr bürokratisches Gewissen luden, die das herrliche Altstadtbild der Matte durch hochragende Serienbauten verschandeln liessen, und die sich bereits an unsere alten, weltberühmten Brunnen wagten, nicht grau im Amt. Mit einem Federstrich hat der Lenker der Geschicke Italiens alle Gelüste moderner Kurzsichtigkeit abgedämmt. Historisch wertvolle Bauten dürfen nur im Innern den Erfordernissen der neuen Zeit und ihrem Verlangen nach Licht und Luft angepasst werden. Dies wäre wohl auch bei uns möglich, wenn nicht zu viele Köche den Brei versalzten. Wir dürfen auch als gute Demokraten die Nachteile unseres Regierungssystems eingestehen, denn nirgends werden unfähige Gamaschenknöpfe so alt wie im sichern Sessel der Volkswahl. Man kommt da an eine verantwortliche Pointe einfach nicht heran, und jeder hat seine obern oder untern Instanzen, die Verantwortung abzuschieben. Der gute Bürger kann die Faust im Sacke machen, und

bis zur nächsten Volkswahl hat sich so viel neuer Unsinn zusammengehäuft, dass man allfällige Rachegelüste mit dem Stimmzettel längst vergass. Dies sich vor Augen zu halten und ernsthaft auf Abstellung zu dringen, scheint mir Aufgabe jedes pflichtbewussten Demokraten zu sein.



Der Wein

Zu allen Mahlzeiten gesellt sich ein herrlicher Wein. Mit dem feurigen Chianti haben wir begonnen, dann war es meist ein schwerer Lambrusco, und jetzt sind es all die herrlichen Landweine der Gegenden, die wir durchziehen: der prickelnde Nostrano von Castel San Pietro, der sanfte Bianco von Modigliano und der schäumende Rosso von Savignano.

Wir sehen die Residenz der Herzöge von Imola und das pittoreske Faenza und nächtigen im malerischen Forlì. Und wie wir am nächsten Tage weiter reiten, überqueren wir auf hochgewölbter Brücke, wie schon oft, einen kleinen Fluss, mehr ein Rinnsal zu nennen, und unsere Gedanken schweiften zurück um zwanzig Jahrhunderte, da sich hier eine Zeitwende vollzog. In Ravenna lagert ein römisches Heer, und vor dem Feldherrenzelt Cäsars schreiten in gleichmässigem Schritt mit ihrem kurzen Schwert die Wachen auf und ab. Drinnen sitzt der junge Statthalter und neben ihm, aus Rom herbeigeeilt, die Senatoren Markus Antonius und Cassius. Beide sprechen auf ihn ein, die Zeit, die ihm vor seiner Abdankung noch bliebe, zu nutzen, um nach Rom zu ziehen und die Gewalt an sich zu reißen. Die Wahrsager und Gedärmebetrachter aber schütteln ihre weisen Häupter. So schwankt der junge Feldherr, der die Helvetier und die Gallier und die Veneter und die Aquitaner unter das römische Joch zwang, lange unentschlossen hin und her. Dann aber, mit plötzlichem Entschluss, rafft er sich auf, setzt sich an die Spitze seiner sieggewohnten Legionen und überschreitet den Fluss, den er als nordapenninischer Statthalter nach Gesetz an der Spitze eines Heeres nicht überschreiten darf. Und dieser kleine Fluss ist seitdem in der Weltgeschichte verzeichnet: es ist der Rubikon. „Der Würfel sei geworfen“, sagt er selbstbewusst und prägt damit ein Stichwort für die verhängnisvollsten Entschlüsse der Diplomatie aller Staaten und Zeiten.

Das italienische Volk haben wir schon lange ins Herz geschlossen. Überall werden wir freundlich und hilfsbereit aufgenommen, und wenn „Arbalète“ ihr Quartier bezieht, füllt sich der Stall mit Neugierigen aller Altersstufen. So schliessen wir auch die Bekanntschaft mit einem alten Dragoner, der den Krieg an der österreichischen Front mitmachte. Beim Glase Wein, das wir ihm anbieten, weiss er gar vieles zu erzählen. Bei mir hat er gleich einen Stein im Brett, denn gerade so stellte ich mir immer Sancho Pansa vor: untersetzt, mehr vollschlank als Linie, ein kahlgeschorener Kopf, ein gar pfiffiges, aber doch einfältiges Gesicht, schlaue Äuglein und ein vorlautes Maul, impulsiv und doch ängstlich — ein Mann, der mehr durchs Leben gestossen wird, als er geht. Eine Kriegsauszeichnung hat er richtigerweise nicht erhalten, auch sicher nicht erstrebt. Er ist einer aus dem ganz grossen Haufen, ein braver Mann, der sich wohl fühlt, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“. So ist es ihm sichtlich unangenehm, wie plötzlich zwanzig Faschisten in ihren schwarzen Uniformen hereinstürzen und unseren Tisch umringen. Doch sie wollen nur ein Autogramm von mir, und wie sie sich dankend mit dem römischen Gruss entfernt haben,

frage ich meinen Tischgenossen lachend, ob er denn nicht Faschist sei. Das nicht, meint er gutmütig, früher sei er sogar Sozialist gewesen, aber er sei ein friedfertiger Mann und mit allem, was geschehe, zum voraus einverstanden. Kann man mehr verlangen?

Der Sumpf

Auch ein grosser Sumpf hat seinen Reiz, besonders dann, wenn übermannshohes Schilf die Ränder säumt und geheimnisvoll die Frösche quaken, wenn ein früher Abend niedersinkt und die letzten Sonnenstrahlen im grünlichen Tümpel die weissen Schäfchenwolken spiegeln. „Arbalète“ liebt zwar die engen Weglein nicht, die kreuz und quer durch solch gefährliche Landschaft führen; sie traut ihrer Haltbarkeit nicht recht und schnaubt, wenn der Huf tiefer einsinkt und der lehmige Boden am Eisen saugt. Und einmal auch gerate ich in eine recht kitzlige Situation, denn das Weglein führt über einen schmalen Steg, und zum Umwenden ist es beängstigend schmal. So bleiben wir denn gedankenvoll eine Weile stehen, „Arbalète“ tastet einige Mal nebenaus mit dem einen Vorderhuf, aber sie findet keinen Halt und drängt ängstlich zurück auf den Weg. Der Wasserarm, über welchen der lotterige, morsche Steg führt, ist reichlich tief. Wenn er wenigstens noch steinigen Grund hätte, so könnten wir's mit zwei, drei Sprüngen wagen. Aber so stehen wir wie Don Quichote mit seiner gefesselten Rosinante vor den Walkmühlen und kommen zu keinem Entschluss. Dabei wird auch der Untergrund des Wegleins unter den Hufen meines Rappen zusehends weicher und nachgiebiger. Weit und breit regt sich nichts, nur das Plätschern ringsum, wenn die Frösche in den Tümpel springen. Ostern können wir schliesslich hier auch nicht abwarten, also vorwärts! „Arbalète“ will erst nicht, sie stemmt sich mit den Vorderhufen ein und schnaubt, ich muss ihr den Kopf hochnehmen und energisch mit den Schenkeln drücken. Das erinnert sie als altes Militärpferd an die Pflichten der Disziplin. Wenn da hinten ins Schilf gepfeffert würde, müssten wir auch durch. So geht's denn in das ordentlich trübe Wasser, das bis über die Bügel reicht und dann noch über den Stiefelrand hinaus — ein Sprung und noch einer. Nun muss der Rappe fehlgetreten sein; ich will mich unwillkürlich am Geländer des schwanken Steges halten; aber die ganze, morsche Herrlichkeit bleibt mir in der Hand. Doch schon fasst „Arbalète“ wieder Fuss, und in zwei letzten Sprüngen sind wir triefend auf der andern Seite. Sie schüttelt sich und stäubt das Wasser aus dem seidenweichen Fell, schnaubt einige Mal entrüstet. Ich habe wieder dieses wohl vertraute, unheimliche Gefühl von wassergefüllten Stiefeln und das noch angenehmere völlig durchnässter Knie; aber das wird vorübergehen, wenn's nur nicht noch mal solchen Wasserarm zu durchqueren gilt. Wir haben Glück, sind bald aus dem Sumpf und Schilf heraus und traben aufatmend wieder der Strasse zu, einmal mehr den Vorsatz fassend, ihr nunmehr treu zu bleiben und nicht mehr seitab zu streifen. Auch im bürgerlichen Leben kann es

solches Abschweifen in romantische Gefilde geben, dann steckt man plötzlich mitten drin im Sumpf und ist froh, wieder auf die gute, vertraute, unsentimentale Strasse zurückzukrebsen und stets einen Kratten voll guter Vorsätze mitzubringen.

Wie oft haben solche Sümpfe in der Weltgeschichte ihre Rolle gespielt! Siegreiche Schlachten versickerten in ihrem Morast, und die Schicksale von Nationen haben in ihren trüben Tümpeln eine ungeahnte Wendung genommen. Ein Netz von Entwässerungskanälen durchzieht sie heute und hat ihre zerstörenden Einflüsse entwaffnet. Die Sümpfe, die in früheren Jahrhunderten das Geschlecht der Menschen dezimierten, sind selbst durch die Kunst und den Fleiss und die Beharrlichkeit dieser Menschen dezimiert und spiegeln nur noch in zahlreichen kleinen Lachen ihre blumenreiche Romantik unter dem ewig gleichen, strahlenden Azurblau südlicher Himmel.

Adriatisches Meer

Ein kleines Eselchen unter schwerer Last, ein barfüssiger Knabe hinter trippelnden Schafen, verbranntes Riedgras und niederer Ginster am Bord und das ewige Rauschen der brechenden Flut — das ist die Küste am Adriatischen Meer. Und was über allem thront, mächtig und endlos sich türmend, Berg an Berg — das ist der Apennin.

Die Krippe

Im verlassenen Seebad von Rimini finden wir ausserhalb der Stadtmauern Unterkunft und auch einen Stall für „Arbalète“. Diesmal hat sie sonderliche Schlafgenossen. Ein alter Zigeuner, seine neunjährige Enkelin und ihr kleines, graues Eselchen schlafen nebenan im Stroh. Hilfsbereit schleppt der Alte Hafer und Heu herbei, derweil mir das hübsche, kleine Zigeunerkind vertrauensvoll all seine Habe zeigt, nach der Art von Kindern Fremden gegenüber kokett mit seinen Armseligkeiten prunkend. Alles muss ich sehen und gebührend loben, vorab das Eselchen, den kleinen Wagen, das Kochgeschirr, dann ihre einarmige Puppe, ihr Sonntagskleidchen, das sie aus einer Pappschachtel sorgfältig hervorpackt und dann wieder versorgt, ihre Schuhe, die sie nur bei Festanlässen tragen darf. Sorgfältig hat sie ihre Habseligkeiten in der Krippe aufgetischt und scheucht das Eselchen, wenn es daran schnuppern will, eilt auch barfüssig hin und her mit munterem Geplauder. Und wie der Alte zurückkehrt, hat er viel zu rühmen, wie ihm diese Kleine schon an die Hand gehe. Er stehe allein in der Welt, seine Frau und seine Tochter seien gestorben und die Zeiten jetzt besonders schwierig. Vor dem Kriege sei er weit herumgezogen, durch Deutschland und Österreich; jetzt aber seien alle diese Möglichkeiten verschlossen. Ich versuche ihn zu trösten, der unselige Krieg habe nicht nur seine Existenzgrundlagen zerrüttet; aber ich weiss, wie spärlich solch Trost dem Unglück anderer sein muss. Dieser alte Mann, wohl bald am Grabe, der einzige und letzte Schutz für das glücklich unwissende Kind, das jetzt eben folgsam sich ins Stroh bettet.

Ich trete vor den niedern Stall, von unten herauf rauscht das unendliche Meer, von den Bergen her fächelt ein lauer Wind, weltfern blinkt ein einzelner Stern, und meine Lust zu weinen ist grenzenlos.



Feierabend

Die Felsenstadt

Durch eine fruchtbare Ebene, dann durch Weinberge hügelan und zuletzt den steilen Berg hinauf in vielen Kehren führt die Strasse zur ältesten und kleinsten Republik der Welt — nach San Marino. Die Hauptstadt dieses Liliputstaates thront mit vielen Burgen und Zinnen und endlosen Ringmauern auf langgestreckter, schroffer Felskuppe, und von ihren uralten Bastionen genießt man einen herrlichen Weitblick über das kleine Reich hinweg in die Berge des Apennin, hinunter ans Meer und hinein ins weinreiche Hügelland der alten Provinz Cattolica. Steil und mühsam sind die Gässchen der kleinen Residenz, wenn man hinaufstrebt zum Regierungsgebäude, vor dessen stolzen Toren ein Gardist der republikanischen Garde in hellblauer Uniform mit weissem Lederzeug auf- und nieder patrouilliert.

Wir sehen den alten, imposanten, dunkel getäfelten Sitzungssaal mit den hohen Lehnssesseln der sechzig Senatoren, von welchen die zwei ältesten als Präsidenten die Geschicke des kleinen Staates lenken. Wir sehen auch das Beratungszimmer und den Empfangssaal für hohe Gäste, und von allen diesen hochgiebligen Fenstern hat man einen unvergesslich schönen Ausblick über die Lande. Die Armee der kleinen Republik zählt zweihundertsechzig Mann. Während des grossen Krieges gestattete die Republik ihren wehrhaften Söhnen, in die Dienste des Königreichs Italien zu treten. Achtunddreissig Mann zogen freiwillig an die Front, zwei davon sind gefallen, das dankbare Italien hat ihnen in ihrer

Heimatstadt ein grosses Denkmal gesetzt. San Marino geniesst die besondere Gunst des Duce. Er liess der kleinen Republik auf Kosten Italiens eine elektrische Bahn bauen, die durch viele Tunnels und Kehren von Rimini hinaufführt.

Von San Marino weg durchziehen wir die Landschaft Cattolica. Finster schaut von einem nahen Hügelzug eine gewaltige Burg auf uns herab. Es ist das berühmteste der vielen Schlösser der Malatesta. Hierhin verschleppte diese stolze und gewalttätige Familie ihre Feinde und Widersacher, stürzte sie in turmtiefe, finstere Oublietten, deren Boden mit ungelöschtem Kalk bedeckt war, so dass die Unglücklichen bei lebendigem Leibe verbrannten.

Die Burg

Wir gelangen nach Pesaro, der Geburtsstadt des Komponisten Rossini, einer Küstenstadt mit heute mehr als zwanzigtausend Einwohnern. Auch jene verfallene Burg von Pesaro wüsste vieles zu erzählen. Hier verlebte einen kurzen Schimmer von Glück die schöne Lukrezia Borgia mit ihrem herzoglichen Gemahl Giovanni Sforza. Derweil regierten in Rom mit finsterner Gewalt und Lug und Trug und Gift und Dolch ihr päpstlicher Vater und ihr verbrecherischer Bruder Cesare. Und im Interesse ihrer ländergierigen Politik zerrissen sie das Band dieser Ehe, bei Nacht und Nebel musste Sforza den Dolchen ihrer Bravi auf flinkem Ross entfliehen, Lukrezia aber wurde der Reihe nach an andere Fürsten verschachert, von denen mancher eines geheimnisvollen Todes starb.

An vielen Burgen und Ruinen ziehen wir vorbei, alle haben ein sonderlich düsteres Aussehen, und wie unterschiedlich sind sie von den stolzen Schlössern an der Loire! Irgendein Conte oder Cavaliere am königlichen oder päpstlichen Hofe zu Rom schreibt seinen Stammbaum von solch altersgrauem Gemäuer her, das zeitlos und düster auf seinem Hügel thront und mürrisch auf das Joch weisser Stiere niederblickt, die wie vor alten Zeiten schweren Trittes durch schwere Schollen brauner Äcker stampfen.

Rettenmund kommt die Reise immer unendlicher vor. Er blickt oft nachdenklich hinüber nach den Bergen zu unserer Rechten, die sich in die blauen Himmel türmen. Diese „Horebbe“ seien ja so hoch wie unsere Alpen, meint er oft, und wenn ihm zu Hause noch einer behaupte, ausserhalb der Schweiz sei lauter Ebene, dann wolle er ihm eine Kerze aufstecken.

Als Quartiermacher hat er seine Nöte, und oft, wenn ich am Bestimmungsort einrücke, nachdem ich ihn kurz nach Mittag voraus gesandt, einen Stall zu suchen, erwartet er mich mit negativem Bescheid am Eingang der kleinen Stadt oder des Dorfes. „Mi cha lang mit'ne italiänisch rede, si vürstöh eim gliich nid, die Brüeder!“ entschuldigt er sich; nun habe er allerorten nach einer „Stalla per cavallo“ gefragt, aber immer hätten sie ihn und sein

Fahrrad verwundert betrachtet und ihm irgendeinen Schuppen angewiesen. Die Sache macht sich dann meist von selbst, wenn „Arbalète“ aufrückt. Den guten „citadini“ geht plötzlich ein Licht auf, was dieser sprachgewandte „tedesco“ wollte; einer macht den Führer, und eine zahlreiche Gefolgschaft gibt uns das Geleite. Selten verfehlen wir, unsern neu-gewonnenen Freunden, nachdem ich ihnen nach Möglichkeit Red und Auskunft in und vor dem Stall gestanden, einen Schoppen anzubieten. Ist doch der Wein hierzulande billiger als bei uns das Bier. Dann sitzen wir gewöhnlich in niederer Wirtsstube um einen langen Tisch. Ich suche meine Sprachkenntnisse zusammen, erzähle und lasse mir erzählen, während am untern Tische Rettenmund einen Schwall von Fragen über sich ergehen lässt und hie und da bedächtig nickend ein „si, si!“ einstreut.

Fast immer ist einer von der Tischrunde in der guten alten Zeit allsommerlich in unser Land gezogen und möchte erschöpfend wissen, wie es bei uns aussieht. Dann will er meist nicht glauben, dass auch in unser Land schwere Zeiten ihren Einzug hielten, dass wir viele Zehntausende von Arbeitslosen hätten. Ist doch die „Svizzera“ für diese Vorkriegssaison-Emigranten noch heute ein ersehntes und sagenhaftes Schlaraffenland. Mit wahrer Begeisterung schildert uns einmal ein alter „muratore“, seine glücklichste Zeit sei gewesen, wie er in den neunziger Jahren als „Flasterbub“ rings um den Zürichsee gearbeitet habe. Genau kennt er noch alle Uferorte. Und wie er einmal einen ganzen Sommer umsonst bei einem Bauern in Rüschlikon Unterkunft und Verpflegung genoss, lediglich gegen Beihilfe vor und nach der Maurerarbeit beim Mähen. „Venti centesimi“ Stundenlohn habe er gehabt und als Ältester von zwölf Kindern alle vierzehn Tage stolz seine zwanzig Lire nach Hause gesandt. Der Posthalter habe das Mandat stets schon für ihn ausgefüllt bereitgehalten. Und ein anderer erzählt mit leuchtenden Augen von glücklichen Zeiten in Bern. „Per vent cantim de kes“ — und was für Käse er sich alle Mittage geholt —, dazu „un litro di birra“ — gibt es auch nicht mehr —, und damit habe er sich im Schatten einer Gerüstverschalung gütlich getan. Fürwahr, welch genügsame Freuden können die Menschen glücklich machen! *Tempi passati!* Leider auch für uns, nicht nur für die braven „muratori“ aus dem Süden! Hoffen wir, irgendeinmal kehre mit der Vernunft die alte Freizügigkeit zurück; hoffen wir, dass die hohen Zollmauern, hinter denen die grossen und die kleinen Völker ersticken, in Trümmer fallen, wie jene alten Zwingburgen auf den sonnigen Hügeln von Cattolica.

Der Ginster

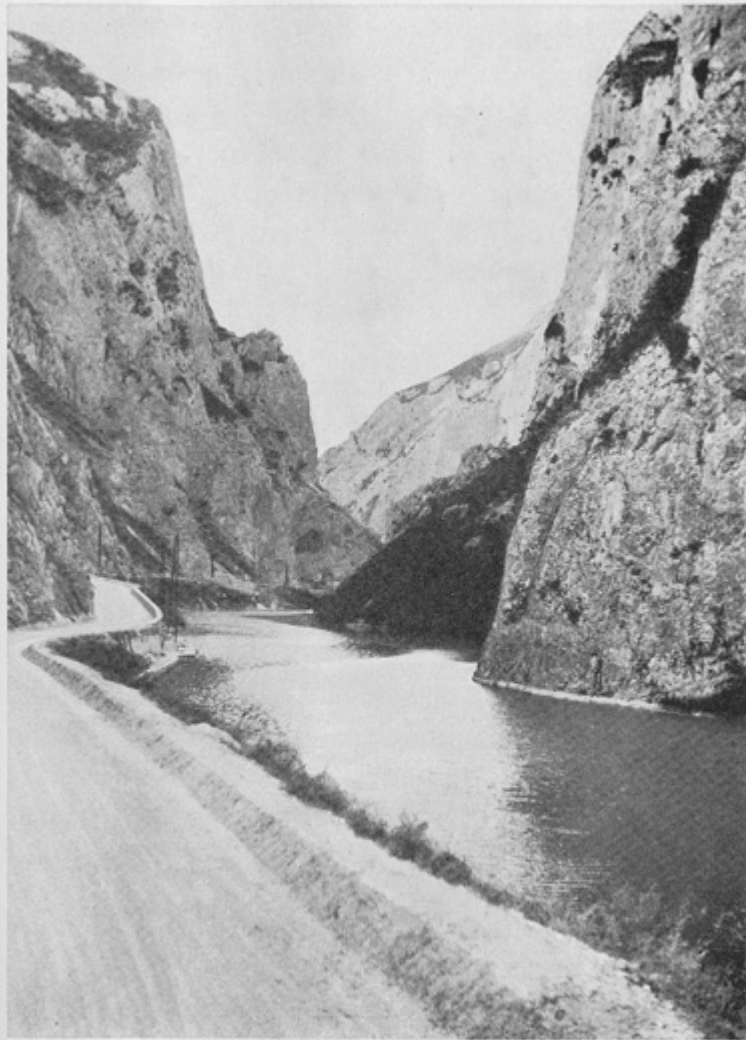
Die Küste entlang dem Adriatischen Meer mag im Sommer reizvoll sein, im Spätherbst und Winter wirkt sie melancholisch. Steil sind die Borde mit verbranntem Gras und in den Hügelfalten niederer Ginster und Dorngebüsch. Zwischen dem Meer und felsigen Hügeln zieht sich die Strasse neben der Bahnlinie hin, und gleichmässig und eintönig rauscht die

ewige Flut über die sandreichen Dünen, um sich an einzelnen Felsblöcken zu brechen. Über den Wassern liegt ein nebliger Dunst, und weit hinter diesem Dunst muss Jugoslawiens Küste branden. Wenige Tage ist es her, da teilte das Kielwasser eines stolzen Kriegsschiffes die Fluten und trug einen toten König vom sonnigen Boden Frankreichs, wo er der Kugel eines Fanatikers erlag, nach der Heimat zurück. Ein braves Volk ist in Trauer und Leid gestürzt; der Wind, der übers Meer herüberweht, scheint Kunde von dieser Trauer zu bringen und in den niedern Ginster am steilen Bord zu fliehen.

Wir beeilen uns, weiterzukommen. Rettenmund hat gute Fahrstrasse, ich aber trachte, jeden Grasstreifen und jeden Strassengraben zu nutzen zu einem Trab. Ein Motorradfahrer nutzt die Spiegelfläche des Asphalts zum Training und kreuzt und überholt uns, zwischen zwei Ortschaften hin und zurück fahrend in unsinnigem Tempo, wohl ein halbes dutzendmal. Auch gewaltige Lastwagenzüge mit riesigen Nutzlasten von zwanzig und dreissig Tonnen Gewicht wuchten vorüber. Wenn ich an den Ritt unseres Divisionärs Schlatter nach Rom denke, den er vor einunddreissig Jahren mit seiner Fuchsstute „Festa“ ausführte, und an die Klagen über das unsinnige Tempo der ersten Motorwagen, vor denen sein Ross in wilden Seitensprüngen ausriss, muss ich lächeln. Vor den modernen Mammützügen würde wohl diese selige „Festa“ toderschrocken das Weite suchen. „Arbalète“ dagegen weicht nicht um Hufesbreite seitwärts; nur wenn ein Töfffahrer mit Maschinengewehrgeknatter vorüberzieht, legt sie unwillig die Ohren zurück. Auch über die glatten Basaltstrassen beklagte sich Herr Schlatter und liess seiner „Festa“ Gummieinlagen zwischen Huf und Sohle nageln. Wenn er die heutigen Strassenspiegel betrachten würde, möchte ihn wohl das Grausen ankommen. Doch gewöhnen sich ja auch die Pferde, wie wir Menschen, an moderne Unrast und Glitschigkeit. Wird doch unser ganzes Leben immer mehr zur rastlosen Rutschbahn. Wer mit einer gewissen Wurstigkeit vorwärts schreitet und an nichts Schlimmes denkt, wie „Arbalète“, kommt am besten durch. Und auf solchem Boden tut der Reiter gut, nicht am Pferd „herumzuhaudern“, die Zügel zu straffen und mit den Schenkeln helfen zu wollen. Sonst liegt er todsicher bald auf dem Pflaster. Lange Zügel leicht am Schenkel, und das Pferd bürgt mit sicherem Schritt für gefahrloses Weiterkommen. Fast immer, wenn ein Pferd stürzt, sei es unter dem Reiter oder am Wagen, trifft seinen Herrn die Schuld. Hals und Schweif bilden die Balancierstange des Pferdes. Greift der Reiter mit rohem Zügel ein, so behindert er sein Pferd im natürlichen Ausgleich seiner Gewichte. Besonders im Terrain- und Hindernisreiten, bei steilen Abstürzen, auf vereistem oder sonst glitschigem Boden soll man dem Tier möglichste Freiheit lassen. Dies darf nicht hindern, dass man etwaiges Zögern durch Schenkeldruck korrigiert, mit den Zügelhilfen wachsam und bereit ist bei Stolpern oder drohendem Sturz. Die italienische Schule ist in dieser Beziehung vorzüglich und bringt auch unbestritten die besten Kampagnepferde hervor.

Dies berechtigt zur Frage, was denn unsere alte, in den meisten Ländern geübte Dressurreiterei noch taue. Für das Feld, für den Armeedienst sicher nicht viel. Gut geschulte Dressurreiter, vor allem Berufsreiter, führen ohne Zweifel ihr durchgerittenes Pferd ebenso gut durch kupiertes Gelände. Aber nicht besser. Wozu also die ganze, mühsame, zeitraubende und auch kostspielige Dressur? Sicherlich eine Augenweide, aber nur, wenn sie von Könnern vorgeführt wird. Rekruten und Soldaten, denen ihr Zivilberuf nicht gestattet, alle Tage in den Sattel zu steigen, werden wohl selten gute Dressurreiter. Und dann ist die Sache viel schlimmer als beim nach italienischer Methode ausgebildeten Reiter. Wie viele Pferde, die die besten Anlagen hätten für Kampagne- und Terrainritte, werden durch falsche Hilfen, vor allem durch unzeitgemässe oder zu brüske Hilfen verdorben! Wie unendlich viel braucht es — dies wird jeder Reitlehrer bestätigen —, den Schüler dahin zu bringen, mit den Pferdebewegungen mitzugehen! Wie viele und endlose Mühe haben die meisten, um eine weiche Zügelführung zu erreichen! Wie bemüht ist es, in Schulen und Kursen immer wieder festzustellen, dass die Pferde nach dem Sprung „gerissen“ werden, dass der Reiter das Hindernis nicht im Gleichgewicht mit dem Pferdeleib nimmt, dass er bei der Landung schwer in den Sattel fällt und sich immer wieder am Zügel versteift! Ist es doch vielen Reitern kaum auszutreiben, dass die Zügel nicht als Halt für den Reiter zu dienen haben, sondern als Hilfe für das Pferd in besondern Lagen, schlimmstenfalls auch ganz einfach als Bremse.

Wir haben in der Schweiz zur Verwunderung der Welt eine vorzügliche Reiterei. Unsere Kavallerie ist den besten Kavallerien der Welt ebenbürtig, und ein besonderer Korpsgeist herrscht in ihr. General Wille ist ihr Schöpfer. Es gibt da illustre Namen und legendäre Reitergestalten, wie der verstorbene Oberst Schwendimann, den Jungen Ansporn und Vorbild. Am Zürichsee und weit herum kennt man beispielsweise den „Landvogt von Rüslikon“, den riesigen, schlank wie eine Tanne und knorrig wie eine Eiche gewachsenen Landwirt und Pferdehändler Stähli. Mit seinen bald sechzig Jahren längst aus der Wehrpflicht heraus, unterschreibt er selbstbewusst und dummem Spott zum Trotz alle seine geschäftlichen und privaten Korrespondenzen unter Beifügung seines Dienstgrades als Guiden-Feldweibel. Und ganz ernsthaft erklärt er, ein Guiden-Feldweibel sei immer etwas ganz Besonderes gewesen, allermindestens so viel wie ein Infanteriehauptmann. Denn in der Armee seien die Infanteriehauptleute zahlreicher als die Gamsen im Nationalpark, aktive Guiden-Feldweibel aber habe es im eidgenössischen Heer gerade nur ein volles Dutzend gegeben. Alle Tage noch sitzt er im Sattel, und bei militärischen Anlässen trägt er mit unüberbietbarem und berechtigtem Stolz die grüne Uniform mit den glänzenden Achselstücken und dem weissen Rosshaarpinsel auf dem Käppi.



Furlo-Paß

Apennin

Willst du unverfälschte Romantik erleben, dann geh seitab der grossen Strasse zu Fuss oder Rad oder Pferd in die Berge des Apennin; willst du die Uhr der Zeit scheinbar um ein Jahrtausend oder mehr zurückstellen, dann geh in die Täler des Apennin; willst du der Unrast unserer Zeit entfliehen, dann wandere über die endlosen Schafweiden an den Hängen des Apennin.

Der Fels

Wir nehmen den Pass von Scheggia und den Pass von Furlo und den Pass von Gubbio. Und wenn die Strasse hinaufführt in vielen Kehren auf beherrschende Höhe, so grüsst uns über hundert Berge und Hügel die Welt, und wenn sie hinabführt ins felsige Tal, so umfassen uns eine beispiellose Stille und ein zeitloser Traum. Durch schroffe Flühe erkämpft sich seit Jahrtausenden der wasserreiche Metauro seinen Weg zum Meer. Oft beängstigend eng hat er sich sein Bett gefressen, und die Strasse muss durch Tunnels und über senkrecht aufragende Verbauungen klettern. Im steilen Fels sind noch die tiefen Höhlen zu sehen, in welchen vor Zeiten die Räuber des Apennin hausten und aus welchen sie mit ihren Feuersteinflinten niederstiegen, die stolze Karosse der Marchesa aufzuhalten, ein klingendes Lösegeld zu erpressen.

Alle Städte des Apennins bieten eigenartige Romantik. Sie liegen meist auf steilem Felskegel, und durch ein altersgraues Römertor bieten sie schmalen Einlass in schmale Gassen, die steil hinaufführen in die kleine Stadt. Meist münden diese Gassen auf einen grossen Platz, den eine gewaltige Kirche und ein romanisches oder gotisches Rathaus säumen. Langen wir mit einbrechender Nacht auf solchem Platz an, vermeinen wir, die ganze Einwohnerschaft gebe sich ein Stelldichein. Sofort sind wir umringt, und man interessiert sich für uns, wie sonst nur für Prominente und Zirkusleute. Jeder möchte uns behilflich sein, Quartier zu suchen, und die Gastfreundschaft dieses braven, einfachen Volkes kennt keine Grenzen. Zwanzig, dreissig Führer bieten sich an, und jeder hat gute Ratschläge. Die Gasthöfe in solch alter Stadt, die selten ein Fremder erreicht, tragen das aristokratische Gepräge längst entschwundener Zeiten. Irgendein hochgewölbter Speisesaal und ein mächtiges Kaminfeuer, alte Leuchter an den Wänden und nicht selten ein tief - hängender, gewaltiger Kronleuchter in der Mitte. Immer ist die Verpflegung vorzüglich und die Bedienung von freundlicher Zuvorkommenheit. Die Ställe, in welchen „Arbalète“ die Nacht verbringt, sind in Fels gehauen und hohe Kellergewölbe, die noch aus der Zeit des Numa Pompilius stammen mögen.

Das Volksleben in diesen abgelegenen Tälern spielt sich ab wie vor tausend Jahren, und die malerischen Bilder, die sich unserm Auge bieten, sind von unvergesslicher

Romantik. Wir sehen zu zwei und vier und sechs die schweren, weissen Stiere mit langen Hörnern im Joch vor einem vorsintflutlichen Pflug; wir sehen die Bäuerin mit ihrer schwarzen Haube und mit knallrotem Regenschirm gegen die immer noch brennende Sonne auf ihrem Maultier zur Messe reiten, oft ein Kind vor oder hinter sich im Sattel. Wir sehen den Händler, dick und schwer auf einem winzigen Eselein lastend, zu Markte reiten, vor und hinter sich Körbe als Oberlasten und Seitenlasten, gefüllt mit Waren. Wir sehen den Schäfer, in Lammfelle gehüllt und eine Lammfellmütze auf krausem, ergrautem Kopf, inmitten seiner tausendköpfigen Koppel! Wir sehen Hochwürden mit dem Allerheiligsten auf flinkem Eselein einher traben, einer armen Seele die letzten Tröstungen der Religion zu bringen. Wir sehen den Jäger mit Flinte und Hund und — aufgespanntem Regenschirm auf dem Anstand. Und wir sehen den Fischer mit Netz und Korb und spärlicher Beute nach seiner Hütte ziehen.

Der Sturm

Steigt die Strasse steil bergan, nehme ich „Arbalète“ den Zaum weg, hänge ihn an den Sattellöffel, gebe ihr einen freundschaftlichen Klaps und melde mich beim „Train“ als Vorspann. Und während Kanonier Rettenmund und ich das schwere Militärrad mit Fourgon bergan schleppen, geht sie selbstbewusst voraus, nascht an beiden Borden saftiges Gras, und solcher Bummel gefällt ihr immer besonders wohl. Oft ist sie uns fast meilenweit voraus, und wir sehen sie als kleinen, schwarzen Punkt. Dann bleibt sie plötzlich stehen, schaut um sich, wiehert, und wenn sie uns nicht nachkommen sieht, steigt sie langsamen Schrittes, vorwurfsvoll, ein Stück bergab. Aber kaum erblickt sie uns, schwer keuchend und unter vielen Schweisstropfen heranastpfend, macht sie wieder kehrt und setzt stolz und selbstbewusst ihre Führerrolle fort. Oft aber, wenn sie eine besonders saftige Weide findet, bleibt sie weit zurück, und dann sind wir es, die sorgenvoll nach ihr Ausblick halten und merklich aufatmen, wenn sie um die letzte Kehre getrottet kommt. Einmal bringt sie einen jungen, herzigen, struppigen Esel mit, der wohl seine Mutter verloren hat, und wir haben viele Mühe, das kleine Langohr wegzuscheuchen.

Auf der Passhöhe von Gubbio überfällt uns ein Sturm von seltener Heftigkeit. Waagrecht peitscht der Regen, und Blitz und Donner folgen sich ohne Unterbrechung. Im Nu sind wir bis auf die Knochen durchnässt, und „Arbalète“ lässt betrübt ob der programmwidrigen Dusche die Ohren hängen. Dabei haben wir noch die letzten acht Kilometer bergab vor uns. Es ist der erste Regen auf unserer Reise, und wir wollen uns deswegen nicht beklagen, sind aber herzlich froh, wie wir in Gubbio, etwas ausserhalb des Städtchens, einen kleinen Gasthof finden, wo wir mit unserm Rappen vorzügliche Aufnahme finden. Nachdem wir „Arbalète“ tüchtig mit Stroh trocken gerieben haben, können wir uns umziehen und unsere Kleider und Stiefel und Schuhe an einem herrlichen Kaminfeuer

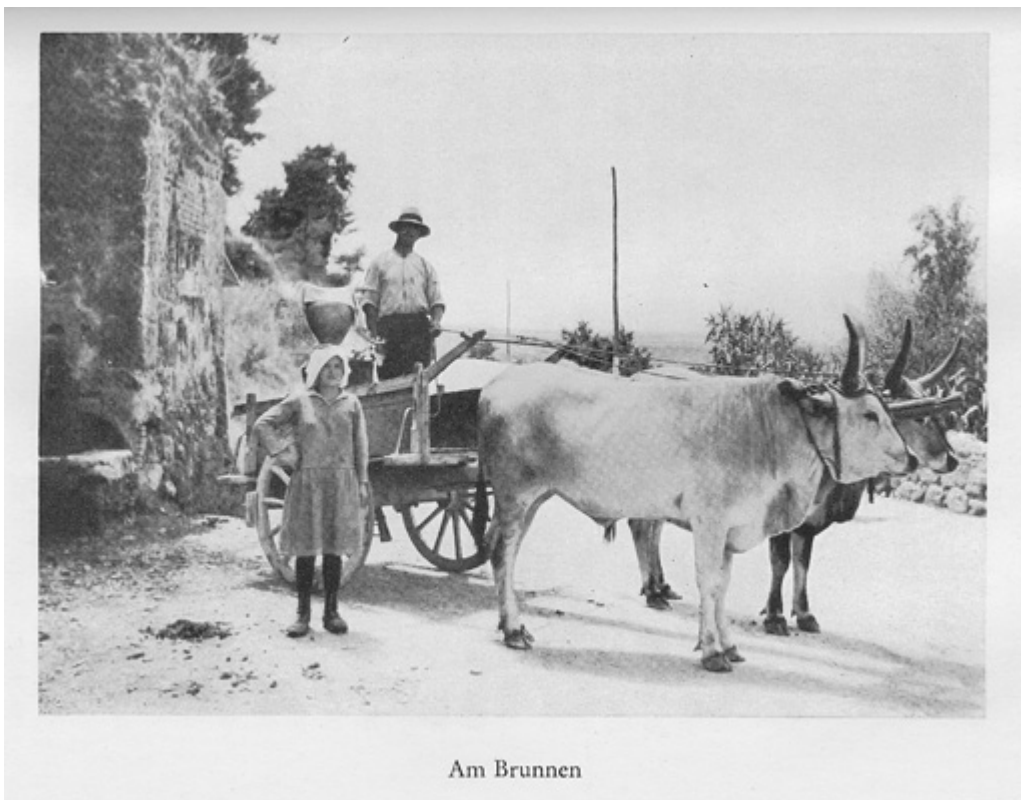
trocknen. Das Regiment im Hause führt die Grossmutter. Sie steht am Kohlenherd und kocht ein kräftiges Abendessen, dirigiert von da aus den Wirt und die ganze Haushaltung, wie bei uns der Brigadier und angehende Divisionär zum ersten Mal die Manöverdivision. Glücklicherweise das Heim, das noch eine Grossmutter hat, gleichgültig, ob es sich um eine Mutter oder Schwiegermutter handelt, denn auch der schlechte Ruf der Schwiegermütter ist nur verleumderische Sage. Man fühlt sich ordentlich geborgen und zufrieden, wenn eine alte Frau mit kundiger Hand am Herd steht, wenn der Widerschein der Glut ihr weisses Haar wie einen Heiligenschein um ihr durchfurchtes Antlitz leuchten lässt. Und wenn dazu draussen ein immerwährender, heftiger Regen nieder-rauscht, möchte man solche Stunde am Kaminfeuer recht lange festhalten und dem Gedächtnis einprägen für jene Zeit, da solch treu besorgte Grossmutter nicht mehr ist, sondern draussen auf dem Kirchhof ausruht von selbstvergessener Pflicht und Sorge um ihre Kinder und Gäste.

Der Gruss

Der altrömische Gruss, den Mussolini dem italienischen Volke zurückgab, wirkt so natürlich und wird im abgelegensten Tal vom letzten Schafhirten mit solcher Selbstverständlichkeit und Stolz geleistet, dass auch wir zwei Demokraten uns aus Höflichkeit dieses Grusses befleissigen. Der Duce geht unter seinem Volke herum wie irgendein Bürgersmann. Wir haben es nicht einmal, sondern mehrmals erzählen hören von Wegknechten und Bauern und kleinen Pintenwirten, dass der Lenker der Geschicke Italiens selbst zum Rechten zu sehen weiss. Ganz allein taucht er plötzlich irgendwo auf mit seinem Motorrad, ohne Bewachung, ohne Begleitung, ohne polizeilichen Schutz, sieht sich eine Arbeit an, lobt und tadelt und rattert wieder davon, dass die Steine Funken stieben.

Mussolini ist der erste Sportsmann Italiens. Jeder frühe Morgen sieht ihn zu Pferd, er nimmt spielend schwierige Hindernisse, führt seinen „Bugatti“-Kompressor durch die Rennbahn, übt sich mit seinem Motorrad im Geländefahren. Wir kennen auch bei uns allerhand Sportbegeisterung, besonders wenn es sich um Fussball handelt; aber so spontan bricht sie nie durch. Anlässlich des letzten Länderspiels England-Italien verkündeten sämtliche Lautsprecher fortwährend den Spielverlauf. Die Cafes, die Lautsprecher hatten, waren nicht nur bis auf den letzten Platz gefüllt, sondern alle Gänge und bis weit auf die Gassen und Plätze hinaus stand das Volk, und nicht nur das junge Volk. Alte Männer, denen es wohl nie im Traume einfiel, einen Ball herumzustüpfen, horchten aufgeregt nach dem Lautsprecher hin, und Beifall oder Missfall übertönte das Hurra- und Bravogebrüll, das auf elektrischen Wellen von Alt-England hergetragen wurde. Die Leute verzappelten förmlich, tanzten von einem Bein aufs andere, brüllten oder piffen oder jauchzten; man brauchte gar nicht nach der Reportage hinzuhören, um zu wissen, wie die Partie stand. Und als das

Schlussresultat mit drei zu zwei Italien geschlagen erklärte, bildeten sich noch lange Gruppen auf den Strassen, die aufgeregt diskutierten und aus welchen man die Empörung heraushörte, dass es so etwas überhaupt gebe, und jeder „muratore“ wusste ganz bestimmt, woran es fehlte, und wenn es nach ihm gegangen wäre, das wäre ihm bei Gott anders herausgekommen. Etwa so wie bei uns der Brand-Chrigel nach dem Hosenlupf an der Lüdern Chilbi: „Weni nid so viu gsoffe hätt u mer dä Hagu nid grad dr inner Brienzer zoge hätt, wou Mär, däm hätt i's greiset!“



Das Rad

Wir überholen ein kleines Eselsgespann auf der steilen Strasse nach Perugis. Das heisst: nur das Eselchen ist klein, umso grösser der Wagen, den es mit seinen schwachen, dünnen Beinchen bergan schleppt. Ganz langsam dreht sich das grosse, übermannshohe Rad, aber — zu seiner Ehre sei's gesagt — der Fuhrmann hilft stossen und lässt sich nicht gar noch mitschleppen, wie viele andere. So steige auch ich aus dem Sattel und schiebe mit. Alle fünfzig Meter lassen wir dem kleinen Eselchen Zeit zum Verschnaufen. Dies gibt mir Gelegenheit zu einem Gespräch mit dem schwarzlockigen Italiener, der das Gefährt führt. Er bestätigt, was wir längst schon bemerkten und aufmerksam prüften. Eigentliche

Tierquälereien gibt es nicht mehr in Italien. Mussolini, der den Vögeln die Insel Capri als Refugium sicherte, ist ein grosser Freund aller stummen Kreatur. Ein strenges Gesetz mit schweren Kerkerstrafen verbietet das Quälen der Tiere. Die früheren Marterinstrumente, die Widerhaken tragenden Peitschenstöcke, die Dorngebisse, die Reissketten an den Lippen sind bei Zuchthausstrafe verboten. Was während vieler Jahrhunderte ein unaufgeklärtes Volk in Verruf brachte, was kein früheres Regime und auch leider die allmächtige Kirche nicht beseitigen konnten, hat Mussolini mit einem Federstrich aus der Welt geschafft. Die königlichen Carabinieri haben strengste Weisung, diesem Gesetz Nachachtung zu verschaffen, und wie mir der Fuhrmann erklärt, wurden Leute bestraft, denen nur der Besitz, nicht der Gebrauch von Torturinstrumenten nachgewiesen werden konnte. Sogar das Fluchen ist bei strenger Strafe verboten. So hören wir denn durch ganz Italien als antreibenden Ruf im gleichen Tonfall von Zehntausenden von Fuhrleuten ein langgezogenes: sah!

Natürlich gibt es trotzdem noch Rohlinge, aber wenn man sie zurechtweist, senken sie schuldbewusst den Blick.

Bei Rimini sah ich einen Fuhrmann sein Pferd peitschen, ritt hinzu und riss ihm die Peitsche aus der Hand, sie weit über einen Zaun ins Feld schleudernd. Dabei sagte ich ihm mit allen italienischen Schimpfworten, die mir zur Verfügung standen, meine Meinung. Er erwiderte darauf kein Wort, sondern beruhigte sein Tier durch Streicheln. Und als ich am Platze blieb, holte er schüchtern die Peitsche, versorgte sie aber im Wagen und trieb sein Ross mit Zuruf an.

Das Feuer

Perugia liegt auf beherrschender Höhe, und von seinen Terrassen geniesst man einen prächtigen Ausblick in die Bergwelt des Apennin, hinunter ins ferne Tibertal und hinüber nach dem freundlichen Assisi. Als Universität hat Perugia Weltruf seit Jahrhunderten. Terrassenförmig ist die Stadt angelegt, und steil sind die altersgrauen Gassen, die nach dem Mittelpunkt führen, zwei Hauptstrassen mit einer gewaltigen Kirche, einem imposanten Rathaus und vielen alten Adelspalästen.

Assisi ist nur ein kleiner Flecken, der sich um das riesige Franziskaner-Kloster und die Kirche gruppiert. Seinen weltberühmten Namen verdankt es dem heiligen Franziskus. Wann wäre wohl je ein Mensch mit grösserer Berechtigung heilig gesprochen worden? Sohn eines reichen Kaufmanns, verwöhnt und verzogen, stürzt er sich als Jüngling schon in den Strudel des Lebens, gibt sich jedem Leichtsinn und allen Ausschweifungen hin, bekehrt sich nach einer schweren Krankheit, entsagt allen irdischen Gütern, stellt sein ganzes Leben in den selbstlosen Dienst der Armen und Kranken und wird der Beschützer und Freund der

Tiere und aller stummen Kreatur. Was wüsste die Geschichte von ihm zu melden, wenn er, der Tradition seines Hauses folgend, ein reicher Kaufmann geblieben wäre, Schätze auf Schätze gehäuft hätte?

Seit wir die grossen Strassen verlassen haben, hat Kanonier Rettenmund allerlei Flickereien, bald geht diesem, bald jenem seiner vier Gummiräder die Luft aus, und er muss sich ans Bord setzen und flicken und pumpen. So habe ich oft lange auf ihn zu warten. Überall weiden grosse Schafherden, oft mehr als tausend Stück mit vielen hundert kleinen und kleinsten Lämmchen, wie Wollbüschelchen anzusehen. Ein Hirt lehnt sich am langen Stab wie zur Zeit Abrahams, und ein wachsamer Hund sitzt daneben oder macht seine Runde um die Herde. Oft qualmt nebenbei ein kleines Feuer und lässt seinen bläulichen Rauch über die Heide ziehen. Über allem liegt eine beispiellose Stille, und wäre nicht das immerwährende, vielhundertstimmige Blöken der Mutterschafe und das Meckern der herzigen Lämmer, möchte man glauben, alles sei ein Riesengemälde eines alten Meisters.

Wie ich einst an einsamer Strasse lagere, gesellt sich ein alter Zigeuner zu mir, dessen Korbwagen mit struppigem Maultier unweit in einer Mulde rastet. Mit Kennermiene betrachtet er meinen Rappen und hat viele Fragen über Abstammung, Rasse, Alter und Ausdauer „Arbalètes“. Und während ich, oft mühsam meine Sprachkenntnisse zusammensuchend, Red und Antwort stehe, umschreitet er wohl ein Dutzend Mal mein Ross. Und unvermittelt, als hätte er ein Verdienst daran, erzählt er mir von den Reitfertigkeiten Mussolinis. „Tutti i gran' uomini sono cavalieri“ — alle grossen Männer sind Reiter — erklärt er bestimmt, „Napoleone, Garibaldi, Mussolini!“ Und wie ich ihm lächelnd erwidere, dass ich zwar dies zugebe, dass aber daraus nicht notwendig zu folgern sei, dass auch alle Reiter grosse Männer wären, will er dies nicht gelten lassen. Dann seien sie eben nur „pedoni a cavallo“ — berittene Fussgänger. Nachdem ich mich lachend von dem zerlumpten Alten verabschiedet, sind mir die berittenen Fussgänger — bildlich gesprochen — noch lange im Kopfe herumgegangen. Und ich bin zur Überzeugung gekommen, dass der alte „zingaro“ recht hatte. Natürlich wollte er damit durchaus nicht die überwiegende Zahl unserer Mitmenschen, die gottlob immer noch auf Schusters Rappen pilgern, herabwürdigen, sondern vielmehr sagen, dass ein Reiter, der sich von den adeligen Eigenschaften seines Pferdes nicht beeinflussen lässt, eben kein Reiter, sondern höchstens ein zu Unrecht im Sattel sitzendes Individuum sei.

Wir ziehen über Terni und das hoch über der wilden Neraschlucht wie eine einzige Burg thronende Narni gegen das pittoreske Civita-Castellana. Wir durchstreifen nicht nur ein Gebiet von seltener landschaftlicher Schönheit und Eigenart, sondern auch eine Fundstätte für den Altertumsforscher, denn überall im Gelände stösst man auf ehemalige Wohnsitze der Etrusker, und wenn die Mittel zu umfangreichen Nachgrabungen vorhanden wären, würde man dem Boden unermessliche Altertumsfunde entlocken. Bemerkenswert die drei-

stöckige Kirche von Civita-Castellana, unter dem Boden die alte Kirche aus der Zeit der Christenverfolgungen, aufgebaut aus ehemaligen etruskischen Tempelsteinen mit wunderbaren Mosaiken, darüber eine Kirche des 13. Jahrhunderts und eine solche der Renaissance.

In Castelnuovo langen wir zu nächtlicher Stunde an und haben Mühe, eine Stallung für unsern Rappen zu finden. Da bietet sich uns ein hier ansässiger Deutscher als Führer an, und bald sind wir mit allem wohlversorgt. Den Abend verbringen wir im trauten Kreis seiner Familie; der Vater, der kaum viel älter scheint als sein Sohn und ein bekannter Journalist war in deutschen Landen, arbeitet heute für die italienische Presse, er spricht und schreibt Deutsch, Französisch und Italienisch mit der gleichen Vollkommenheit.

Am nächsten Morgen erblicken wir, kaum aus Castelnuovo heraus, im Licht eines strahlenden Sonnenkranzes, während rings um und über uns düstere Wolken niederhängen, die gewaltige Kuppel des Petersdomes — das ewige Rom.

Rom

Das riesige Kolosseum, der Tempel der Fortuna, das Teatro Marcello, die Porta San Paolo mit der Pyramide von Cestio, das romanische Forum, der Triumphbogen des Titus und all die andern stolzen Tore, die unzähligen Siegestsäulen und Denkmäler und die gewaltigen Wasserleitungen des Claudius — das ist das alte Rom. Der moderne Bahnhof mit seinen lichtstrahlenden Strassen, die imposanten Verwaltungsgebäude, die weiten Stadien, vor allem aber das Foro Mussolini mit dem gewaltigen Obelisk aus carrarischem Marmor, das Stadion, umgeben von unzähligen Monumenten in Marmor und Bronze, darstellend die Provinzen Italiens — das ist das neue Rom. Die Peterskirche aber, der grösste Tempel der Christenheit, mit dem gewaltigen, säulenumstandenen Petersplatz, den vatikanischen Palästen und endlosen, wassersprudelnden Gärten — das ist das ewige Rom.

Die Reiter

Wir melden uns bei der Schildwache des Kavallerieregiments von Tor'di Quinto. Ein schneidiger Unteroffizier führt mich zum Kommandanten. Dieser empfängt mich aufs kameradschaftlichste, und nach telefonischer Rücksprache mit dem kommandierenden General in Rom wird „Arbalète" Gast der italienischen Kavallerie. Eine riesige Boxe wird freigemacht, eifrig tragen schwarzlockige Dragoner Stroh herbei, und der Leutnant, der die Arbeit überwacht, befiehlt immer noch mehr, so dass sie bis zum Bauch in weicher Hülle steht. Schmackhaftes Heu und Hafer in beliebigen Mengen stehen zur Verfügung. So wäre unser Rappe gut versorgt.

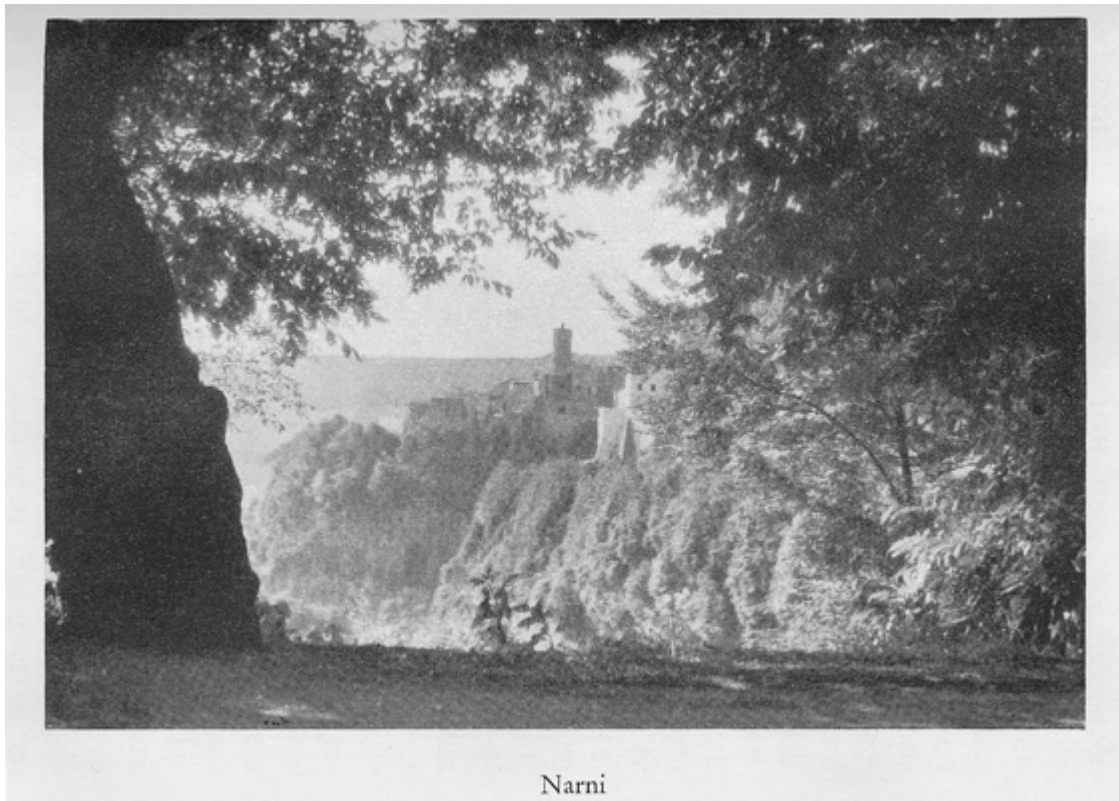
Der Kommandant stellt mich seinen Offizieren vor, und ich wohne vom Feldherrenhügel aus, begleitet von einem Hauptmann, den Reitübungen der Offiziere und Schwadronen bei, die in einem weiten Gelände mit vielen Hindernissen und prachtvollen Galoppadepisten sich tummeln. Auffällig für mich, dass auch die Soldaten durchweg mit kurzen Bügeln reiten; da würde unser seliger Artillerieadjutant Boner, der nach alter deutscher Schule instruierte, allerhand zu knurren gehabt haben.

Pinerolo und Tor'di Quinto sind die hohen Schulen der italienischen Reiterei. Von hier stammen die gefürchteten Concoursreiter, die im letzten Jahrzehnt in allen Staaten die italienischen Farben am Siegesmast hochgehen lassen. Eine besondere Spezialität im Geländereiten ist für den italienischen Reiter der fast senkrechte Hang. Die Pferde haben eine beispiellose Virtuosität, solch steile Abstürze von zehn, zwanzig und dreissig Meter Tiefe zu nehmen. Natürlich gibt es auch Stürze, denn sobald ein Pferd nur ein wenig schief abgeht, purzeln Ross und Reiter Hals über Kopf den steilen Hang hinunter. Meist sieht die Sache gefährlicher aus, als sie ist, denn unten springen die Pferde wieder auf die Beine, und fast immer der Reiter wieder in den Sattel.

Die gute Disziplin aller italienischen Truppen ist bekannt. Das war auch nicht immer so. Ein neuer Geist herrscht auch hier. Bei aller Schneidigkeit ist der Verkehr zwischen Offizieren und Soldaten durchaus kameradschaftlich, und ich sah manchen Stabsoffizier seinem Dragoner etwas korrigieren und ihm dabei wohlwollend auf die Schulter klopfen. Die Soldaten werden zur Genügsamkeit erzogen. Unsere Milizen wären mit dem Essen und dem Sold eines italienischen Kameraden nicht zufrieden. Dies muss auch Rettenmund konstatieren. Der Speisezetteln weist keine grossen Abwechslungen auf und der Tagessold langt nicht einmal zu einem Briefporto, nach Hause zu schreiben, beträgt er doch nur 40 Centesimi, ein Brief aber kostet 50. Portofreiheit für die Armee und die Angehörigen der Dienstleistenden, wie bei uns, gibt es nicht. Obschon den Dragonern ein Speisesaal zur Verfügung steht, ziehen sie es vor im Freien, auf den Stangen der Umzäunung sitzend, ihr einfaches Mahl zu halten. Und diese spärliche Kost erinnert mich an ein Intermezzo aus der Grenzbesetzungszeit. Hatten wir da bei der Kompagnie zu Kriegsbeginn einen flotten Küchenchef, der wusste allem seinen Witz beizuwürzen. So erklärte er einmal dem verdutzten Fassungsgefreiten auf eine Reklamation: „Ja, Gottlieb, hüt git's haut a chli chlini Schpatze, aber drfür a ke Chäs!"

Rassige Teufel sind die Reitinstruktoren, meistens junge, schlanke Leutnants. Vorgesetzte zu kommandieren und vor allem zu korrigieren, dürfte so ziemlich die kitzligste Sache sein, besonders beim Militär. Samstagvormittag kommen alle die Verwaltungsoffiziere, viele Obersten und hohe Stabsoffiziere, diesmal sogar ein General, nach Tor'di Quinto hinaus, um von früh sieben Uhr weg ein Geländereiten und anschliessend eine Jagd zu reiten. Die schneidigen Leutnants schreien sich vom Feldherrenhügel herab fast die Lungen heiser, immer noch sehe ich einen beliebten Verwaltungsobersten, der wohl lieber hinter seinen Akten als im Sattel sitzt und der mit seinen kurzen Beinen an dem störrischen Schimmel vor der Hecke mit Graben einfach nichts abbringt. Der Leutnant schreit immerzu von oben herab: „Le gambi, Signor Colonello, le gambi!" Der Herr Oberst nimmt immer wieder einen Anlauf, aber jedes mal bleibt der Schimmel wie ein Bock mit eingestemmtten Vorderhufen stehen, und zwei Schlingel von Dragonern, die eben von der Stallwache her mit Besen und Mistkarren dem Düngerhaufen zuziehen, sehen der Sache von ferne kichernd zu und haben — ganz wie bei uns — ihre disziplinwidrige Freude daran.

Es ist der Wille des Duce, dass seine Offiziere nicht in muffigen Kontorstuben versauern, sondern alle Wochen ein bisschen von der herrlich flirrenden Luft des weiten Rennfeldes atmen und sich stets erinnern, dass man seine Sporen sich erst abverdienen muss, bevor man klirrend mit der Signora in die Scala stolziert. In Tor'di Quinto sehen wir nur wohl gepflegte, sehr schöne und zutrauliche Pferde. Die Tiere werden mit aller Sorgfalt und liebevoll behandelt und mit ausserordentlicher Geduld und gutem Verständnis geritten.



Der Fiaker

Wer eine fremde Stadt besichtigen will, nimmt einen Fiaker und kein Automobil. In Italien sind die Droschken noch nicht am Aussterben, wie erstaunlicherweise bei uns. Sie sind bedeutend billiger als das Taxi und kommen fast ebenso rasch vorwärts, denn im Stadttinnern müssen auch die Automobile vor jeder Strassenkreuzung auf den Wink des Polizisten im englischen Tropenhelm oder auf das Zeichen der Verkehrsampel warten. Die Fiakerkutscher sitzen selbstbewusst auf ihrem Bock. Viele tragen den legendären Halbzyylinder und alle haben aristokratische Gesichter.

Wir sehen das Pantheon und die Trinità dei Monti, die Fontana di Trevi und den Campidoglio, das Forum Romanum mit seinen verwitterten und geborstenen Säulen, den Kastor- und Polluxtempel als Ruinen mit stillem Teich, wir sehen den gigantischen Triumphbogen des Titus und den dreitorigen Triumphbogen Konstantins, die Trajansäule, das klassisch schöne Denkmal Viktor Emanuels, die Piazza Colonna mit der figurenreichen Säule, den Palast des Quirinals und den ausgedehnten Justizpalast, den Palast des Duce mit zwei Schildwachen vor dem Tor, die Pyramide von Cestio, den Circus Maximus und das

eindrucksvollste von all den alten Bauwerken und Ruinen des versunkenen Rom: das Kolosseum.

Die Engelsburg am Ufer des Tibers erinnert an den Heldenkampf der päpstlichen Schweizergarde gegen den Connetable Karl von Bourbon. Heldenmütig widerstanden unter Hauptmann Roist Schweizer an jenem 6. Mai 1527 der Übermacht der deutschen Landsknechte, bis sich Clemens VII. in die Burg zurückgezogen hatte.

Wir sind von der Vielfältigkeit dieser einzigartigen Sehenswürdigkeiten ganz erschlagen und geben dem aristokratischen Johann Weisung, nach dem Hotel zurückzufahren, denn die Zähluhr seines einpferdigen Taxameters beginnt in höhere Zahlenreihen zu klettern und unser Budget aus dem Gleichgewicht zu bringen. Am nächsten Morgen machen wir uns an Hand eines Stadtplans zu Fuss auf die Wanderung.

Glockenklang

Die Glocken im linken Seitenturm der Basilika von St. Peter läuten eben zur Nachmittagsmesse, wie wir den gewaltigen Petersplatz betreten. Wir melden uns erst bei der Wache der Schweizergarde in gutem Berndeutsch, um die vatikanischen Gärten zu besuchen, und der Unteroffizier weist uns freundlich zurecht, wo wir den Eintrittsschein erlangen können. Überall sieht man die Schweizergardisten in ihren malerischen, mittelalterlichen Uniformen, einige tragen nur den Säbel, andere die Hellebarde, wieder andere das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett.

Rettenmund interessiert sich sehr für deren Dienst. Schon unterwegs hatte er von mir mit Verwunderung von der Existenz dieser Schweizergarde in Rom gehört. Ein stämmiger Unterwaldner gibt ihm im trauten Dialekt der Heimat alle wünschbare Auskunft. Der Dienst sei nicht allzu streng. Aber oft furchtbar langweilig. Immer Wache stehen, Tag für Tag, meist bis zu acht Stunden. Dazwischen Ausbildung und Sport, neuesten sogar Fussball. Wenn das Heimweh nicht wäre! Aber immer wieder komme es vor, dass unsere Älpler nicht die gedungene Zeit leisten, sondern vorzeitig um Entlassung einkommen. Meist schon während der Probezeit. Meinem Kanonier beginnt sich der aufkeimende Neid in Teilnahme zu wandeln, und wie er mich in den vatikanischen Gärten einholt, meint er, er wollte auch mitmachen, aber vorher müsste der Papst nach Bümpliz „zügeln“.

Die vatikanischen Gärten sind wohl ausgedehnt und enthalten viele besonders seltene Sträucher und Pflanzen, prunkvolle Wasserfälle über Marmor und Kaskaden und Springbrunnen, und enttäuschen uns doch eigentlich. Der Park zu Versailles ist nach Anlage und Ausdehnung viel imposanter. In diesen vatikanischen Gärten ist die Radiostation untergebracht, ein schmucker, kleiner Bahnhof verbindet den Vatikanstaat durch einen Tunnel mit den italienischen Staatsbahnen, darüber thront ein gewaltiger, neuer Palast, das

Residenz-Gebäude des vatikanischen Gouverneurs.

Wir treten in die grösste Kirche der Christenheit, die der Genius eines Michelangelo, eines Bernini, eines Bramante schuf. Erhaben wölbt sich ein riesiges Gewölbe in Form eines griechischen Kreuzes mit einer schwebenden Kuppel von unvorstellbaren, gigantischen Ausmassen. Der Eindruck der marmornen Pfeiler und Bogen, Pilaster und Nischen, Denkmäler und Statuen und Baldachine ist so einzigartig und gewaltig, dass es nicht Aufgabe dieses Reisebuches sein kann, mit armseligen Worten ein Bauwerk zu beschreiben, das nicht seinesgleichen hat in dieser Welt. Zwerghaft klein ist der Mensch, der durch diese riesigen Hallen schreitet, und Tausende von Besuchern an diesem strahlenden Nachmittag verlieren sich in diesen Weiten. Wir wohnen einer feierlichen Messe bei. Herrlich hallt der Klang der Orgel, der Gesang eines Knabenchors und vieler Priester und Würdenträger der Kirche im riesigen Chorumgang wieder.

Das Kreuz

Rings um mich lasten die gewaltigen Mauern und Emporen und Rundgänge des Kolosseums. Von der Balustrade der Kaiser und den Sitzen des Hofes und hohen Adels bis hinauf zu den obersten Sitzreihen, welche dem Plebs und den Lastträgern des alten Rom Platz boten zum grausen Schauspiel der Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe und Wagenrennen. Ich sitze auf einem Mauerlein der Arena, unter mir, zu zwei Dritteln blossgelegt, finstere, furchterregende, durch viele Mauern zu kleinen, düstern Gelassen abgesonderte Verliesse. Wir wissen: hier wurden die wilden Bestien, die Löwen und Tiger und Elefanten Afrikas, die gewaltigen Bären aus Germanien, die heulenden Wölfe aus den Abruzzern, die wilden Hunde aus Numidien, die Stiere aus Andalusien, die Krokodile aus dem Nil, die Riesenschlangen aus Abessinien zur äussersten Wut ausgehungert, um sie durch schmale Ausgänge in die Arena zu jagen. Hier wurden die furcht zitternden Kriegsgefangenen und die Christen mit Weib und Kind bereit gehalten, um all diesen Bestien vor die fletschenden Zähne getrieben zu werden. Wie viele Tränen und Seufzer und Gebete, wie viele Verzweiflungsschreie haben diese düsteren Mauern aufgesogen, wie viel Todesangst und Zagen und wahnsinnige Furcht, wie viel Trauer und unermessliches Leid sahen diese Pfeiler und bleiben stumm und reden doch zu uns, Stein für Stein eine wortlose Anklage versunkener Zeiten!

Keine Macht der Welt schien stark genug, die Macht der Finsternis und des Schreckens zu bannen. Heute aber sind die gewaltigen Mauern zerfallen und geborsten und herabgestürzt und düster starren ihre letzten, hohen Zinnen in den Himmel. Mitten in der Arena aber steht schlicht, einfach und herzergreifend ein hohes, hölzernes Kreuz.

Das Gastmahl

Unbeweglich wie Statuen halten die Prätorianer Wache vor dem kaiserlichen Palast Cäjus Cäsar Caligulas. Viele tausend Lichter von Kerzen und Fackeln und Öflammen beleuchten das kaiserliche Gastmahl. Von Elfenbeinplatten, die numidische Sklaven umhertragen, sprühen die Parfüms starker Essenzen. Unzählige Fuhrwerke haben die Rosen aus den geplünderten Gärten Roms herbeigeschafft; um die Speisebetten, auf welchen die zweitausend Gäste beim Mahle sich rekeln, schwebt der Duft sterbender Blumen. Köstliche Speisen werden zu- und weggetragen. Herrlich perlt der Wein im Glase. Schmatzend geniesst der Kaiser ein Gericht von Vogelzungen, und seine Blicke mit dem seltsam starren Ausdruck des Halbirren schweifen über die durchsichtigen Gewänder der Frauen. Sie bleiben an einem jungen, blonden Mädchen haften, das unweit auf dem Polster liegt und dessen Gewand allein züchtig das Ebenmass eines herrlichen Körpers verdeckt. Wie der Kaiser so durchdringend zu ihr hinüber sieht und alle Höflinge und Damen ihren Blicken gleiche Richtung geben, senkt sie errötend die Augen. Der Kaiser gibt dem Prätor Proculejus einen Wink, und dieser geht hinüber zu der Jungfrau, sie vor das Speisebett Caligulas zu führen. Seine schamlos lüsternen Augen streifen an ihr hinauf:

„Wer bist du, Domina? Und warum trägst du kein koisches Gewand, das deine Reize deinem Kaiser nicht vorenthält?“

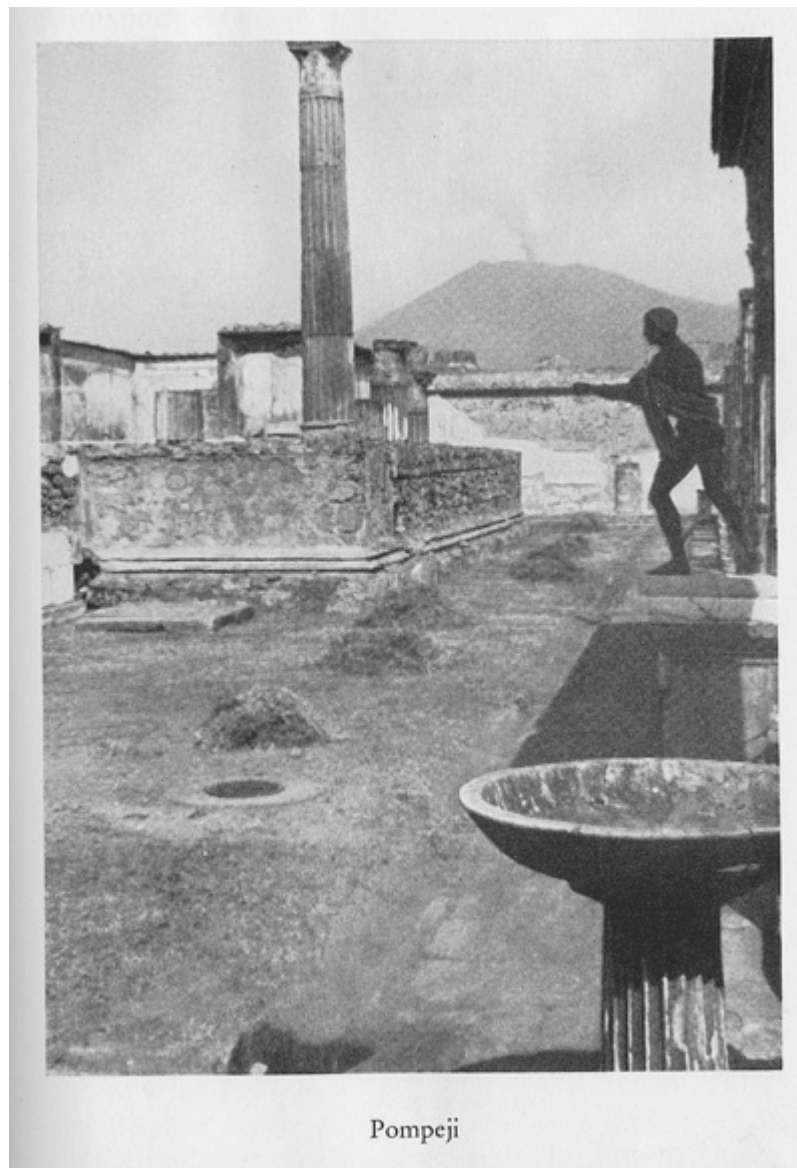
Kaum verständlich antwortete sie:

„Valeria Messalina ist mein Name, Göttlicher. Koische Gewänder ziemen sich nicht für junge Mädchen.“

Ihr Blick streift sein schmatziges, feistes, gedunsenes Gesicht, und wie er sie auffordert, sich sofort in ein durchsichtiges Gewand kleiden zu lassen, da schüttelt sie trotzig den blonden Lockenkopf. Die Höflinge ringsum erstarren vor Schreck ob solchem Trotz. Doch Caligula lacht plötzlich laut und mit der grundlosen Fröhlichkeit des Irren:

„Nun gut, Domina Messalina! Wir wollen dich auch ohne koisches Gewand in Ehren halten!“

Der Hof weiss, um Valeria Messalina ist's geschehen! Doch froh, dass des Kaisers Sinne für diesen Abend eine Ablenkung fanden und andere Opfer verschont blieben, klatschen die Feigen dem Allmächtigen Beifall.



Pompeji

Der Konsular

Der Purpurvorhang des kaiserlichen Gemachs trennt sich, und heraus tritt Valeria Messalina. Ihr goldblondes Haar fällt in reicher Fülle über ihre entblösten Schultern, ihr Busen wogt vor masslosem Zorn, heftig bohren sich ihre blanken Zähne in die blutlose Unterlippe. Durch den Kaiser entehrt und gleichsam zum Hohn dem alten, halb verblödeten Tiberius Claudius Drusus zwangsweise angetraut, das ist das teuflische Werk zweier schrecklicher Stunden. Sie eilt dem Ufer des Tibers zu. Da tritt ihr ein hochgewachsener Mann in den Weg, der Konsular Valerius Asiaticus:

„Wohin Domina?“

Sie deutet stumm hinunter nach dem Fluss. Da fasst er sie an der bebenden Hand:

„Nimmermehr, Valeria Messalina! Du bist zu schön für einen frühen Tod. Vergiss das Schändliche und gebiete über mich.“

Da zischt es in sein Ohr:

„Nicht eine Nacht nur, Valerius! Alle meine Nächte sollen dir gehören, wenn du mich rächst!“

Er reckte seine mächtige Gestalt:

„Es sei, Domina! Ich bringe dir seinen Kopf und die Kaiserkrone dazu!“

Die Kaiserin

Caligula ist höchst erstaunt, wie ihm in einem Gange des Theaters der Tribun Cassius Chärea und der Centurio Sabinus Minucianus mit finsternen Mienen den Weg verstellen. „Was wollt ihr?“ schnaubt er sie an. Und sie, deren lang genährter Hass die Schwerter entblösst: „Dich!“ Der blutige Tyrann fällt unter wenigen Streichen.

Ein Schreckensruf geht durch ganz Rom: Der Kaiser ist ermordet! Das Volk rötet sich zusammen, ratlos stehen die Garden. Da schwingt sich Valerius Asiaticus auf einen Mauersockel: „Der Kaiser ist tot! Es lebe der neue Kaiser Claudius Drusus!“ Der Bann löst sich, jubelnd begrüsst das Volk den neuen Herrn. Doch diesen, der sich in aberwitziger Furcht verkroch, muss man erst aus einem Versteck hervorzerren. Verwirrt wirft er sich dem Asiaticus zu Füßen, in der Meinung, er werde ermordet. Er kann lange nicht begreifen, geht dann schwankenden Schrittes nach Hause und verkündet seiner göttlichen Valeria Messalina, was sie längst vor ihm wusste: dass sie Kaiserin sei im mächtigen Rom.

Sie herrscht an seiner Statt und nimmt sonderliche Rache für ihre geraubte Jugend. Was ganz Rom weiss und die Höflinge sich zutuscheln, bleibt dem Kaiser lange verborgen. Da tritt der verschlagene griechische Freigelassene Narzissus zu ihm: „Weisst du nicht, Göttlicher, dass Messalina dich betrügt?“

Er sieht erstaunt empor und schüttelt das Haupt. Da zischt der Grieche in sein Ohr: „Nicht einmal, nicht zweimal, nein, zehnmal in der gleichen Nacht! Man kennt sie in jedem Lupanar! Prätorianer und Lastträger und Sklaven teilen sich in ihre Gunst mit dir!“

Doch zum Erstaunen des tückischen Narzissus betrachtet sich Claudius eitel im Spiegel: „Nun, Narzissus! Wenn sie mich zehnmal in einer Nacht betrügt, so macht sie mich zum grössten Hahnrei der Welt! Zu einem wahrhaft königlichen Hahnrei! Und ist dies nicht ein seltener Ruhm?“

Die Zypressen

Sie hasst ihren kaiserlichen Gemahl, sie betrügt ihn nicht nur, sie stiftet eine Verschwörung. Während er in Ostia weilt, soll er dem Dolch erliegen. Der verschlagene Narzissus bekommt Wind und wendet alles zu ihrem Verderben. Er lässt in Rom verbreiten, der Kaiser sei in Ostia ermordet worden. Messalina jauchzt. Sie glaubt sich frei. Es ist Oktober und die Zeit der Ernte und der Bacchanalien. Den Cajus Silius hat sie auserkoren. Sie lässt sich mit ihm trauen und ihn zum Kaiser ausrufen. Das Volk jubelt dem vermeintlichen Kaiser zu, denn Geschenke und Freuden und Brot und Spiele und Wein hat man ihm versprochen.

Doch am frühen Morgen hallen die Gassen Roms wider vom Marschtritt der kaiserlichen Kohorten. Auf einem Wagen mit sechs weissen dalmatinischen Hengsten, deren goldene Hufeisen in der Sonne funkeln, hält der alte Kaiser seinen Einzug. Cajus Silius stürzt sich in sein Schwert. Messalina flüchtet zu ihrer Mutter, Donna Lepida, welche sie während Jahren kaum mehr sah. Diese, ganz Römerin, mahnt sie, sich selbst zu töten. Doch sie sieht den strahlenden Morgen und die Blumen und die Schmetterlinge im Hain und hört das frohe Gezwitscher der Vögel im Strauch. Langsam wandelt sie angstbebend nach den lukullischen Gärten und harret der Häscher, die sie bald umstellen.

Dies ist die Geschichte von Valeria Messalina, der Vielverleumdeten, der Schuldbeladenen und doch Unschuldigen, die durch eine grausame Zeit schritt wie durch einen Garten mit Blumen unter dunklen Zypressen.

Der Dienst

Für Kanonier Rettenmund sind die Römer Tage kein Dolce far niente. Der Kommandant von Tor'di Quinto hat mir allerdings angeboten, „Arbalète" durch seine Dragoner warten zu lassen. Aber Rettenmund hat dagegen opponiert. Er will unsern Rappen selbst besorgen, was solle er sonst den ganzen Tag anstellen in der fremden, grossen Stadt? Und mir ist dies natürlich recht. „Arbalète" sicher auch. So hat sich der schweizerische Kanonier der Kasernen- und Stallordnung der italienischen Kavallerie zu fügen. Mit den schwarzlockigen Dragonern hat er sich zweimal täglich zur Fouragefassung zu melden. Die italienischen Armeepferde erhalten die gleiche Haferration wie die unsrigen, aber zu zwei, nicht zu drei Fütterungszeiten. Das Frühstück besteht nur aus Heu. Allerdings vorzüglich duftendem Heu aus der Gegend von Brescia. Die Tagesration Hafer beträgt acht Liter. Dreimal so viel ist nun „Arbalète" gewöhnt. Diese dreifache Ration fasst Rettenmund alle Tage sehr zum Verwundern der italienischen Dragoner, die gar nicht glauben wollen, dass „Arbalète" dies alles herunterputzt. Aber sie bringt das mit Leichtigkeit zustande, mindestens ebenso gut wie Rettenmund seine dreifache Portion Spaghetti. „Grad z'vieu git's ja i üsne Wiederholiger o nid z'frässe, aber hie müesst i bigott vürhungere", meint er eines Abends, nachdem er mit

viel Interesse dem Nachtmahl der italienischen Kameraden zugeschaut hatte. Worauf ich ihm erkläre, dass diese Auffassung wohl sehr relativ sei, es gebe Leute, die essen, um zu leben, und andere, die lebten, um zu essen. Er werde es mit den letzteren halten. „Sowieso“, meint er, „mi muess däm Züg a Bode gäh.“ Dabei schlägt es bei ihm gar nicht an. „As nützt nüt, i chume mir Läbtig zu kem Ranze“, erklärt er resigniert. Wie mancher wäre froh darüber!

Unser Hotel ist mehr als eine Wegstunde von Tor'di Quinto entfernt. So hat Rettenmund alle Tage dreimal hin und her zu pedalen, um seinem Dienst obzuliegen. Während der zwei ersten Tage geht er oft auf eigene Faust die Stadt besichtigen. Dann erklärt er mir sehr bestimmt, jetzt hätte er alles gesehen. Andere brauchen Wochen, um einigermaßen etwas von der Fülle zu geniessen, welche die Ewige Stadt an Sehenswürdigkeiten bietet. Auf meine Frage ist er nicht sonderlich erbaut: „Aute Schmarre, weiss dr Tüfu, was d'Lüt o für nes Wäse mache drus. I hulf für heizue!“ Er ist höchst erstaunt, wie ich ihm erkläre, ich hätte noch lange nicht genug. Wenn Zeit und Geld reichen würden, bliebe ich mindestens ein Vierteljahr. „Dä lueget für ne angere, i chünde uf vierzäh Tag!“ erklärt er lachend. Was ihm am meisten fehle, sei, dass er mit niemandem sprechen könne. Er helfe sich so viel als möglich mit Gestikulieren, aber die Italiener scheinen ihm nicht die Hellsten, „z'haub Ziit“ verstünden sie ihn nicht. Und so sehe ich ihn oft von einer Anzahl Dragoner umringt, die auf ihn einsprechen, und er antwortet rings im Kreise stereotyp: „Si, si!“ Wenn ihn einer fragen würde, ob alle Schweizer Soldaten solche Trottel seien, die nicht einmal Italienisch könnten, würde er ganz ernsthaft erwidern: „Si, si!“

Neapel

Tiefblau streichen das Meer und grüne Hügel, die sich in den Fluten spiegeln, und violette Berge im Hintergrund und über dem einen ein dunkler Rauch und eine sinkende Sonne, die alles in Gold und Licht und Wärme taucht — das ist der Golf von Napoli. Langfrontig ein gewaltiges Schloss in der kleinen Stadt und ein unendlicher Park mit alten Bäumen und prächtigen Palmen und Springbrunnen und Bosquets und vergessenen Pfaden im stillen Hain — das ist Caserta, das Versailles von Napoli.

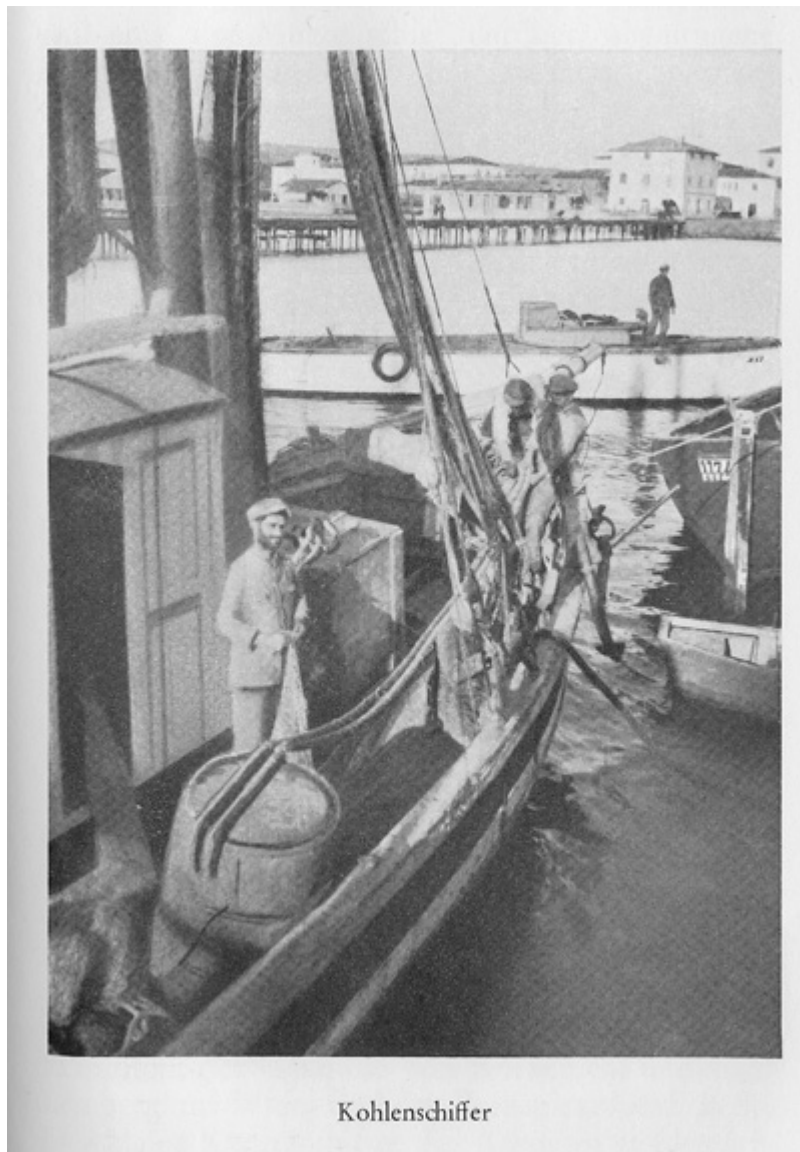
Die Stadt der Träume

Neapel ist der Traum von zwanzig Jahrhunderten. Wem es vergönnt war, dieses Dorado von Völkern und Generationen zu sehen, der darf, nach der Meinung seiner Bewohner, sterben. Die alten Griechen entdeckten auf ihren Seefahrten diese sonnendurchtränkten Gestade, kappten die Segel und liessen ihre Fünzigruderer an den weichen Strand laufen. Ihre erste Stadt nannten sie Paleopolis, erweiterten sie und gaben ihr den Namen, den sie trägt bis auf den heutigen Tag: Neapolis.

Viele Stürme gingen über die Stadt, und ihre Geschichte ist wechselvoll und an Glück und Unglück besonders reich. Während der Völkerwanderung sah sie in ihren Toren die räuberischen Vandalen und den siegreichen Belisar und erlag dem Sturm Alarichs und seiner Goten. Dann zogen die Normannen unter ihrem Herzog Roger in ihre Mauern und gründeten das erste Königreich von Neapel und Sizilien. Es folgten die Hohenstaufen, denen ihr Siegeszug so wenig Glück brachte, und der sieggewohnte Karl von Anjou. Spanische Vizekönige residierten mit seltener Pracht während zweier Jahrhunderte und dann die Habsburger und die Bourbonen, die Generäle des revolutionären Frankreich und wieder die Bourbonen, bis im Jahre 1860 der italienische Nationalheld Garibaldi die siegreiche Fahne auf ihren Kastellen hisste und Stadt und Land zum geeinigten Italien brachte.

„Arbalète" bedarf nach all den ermüdenden Asphaltstrassen der Ruhe und Erholung. So lasse ich sie unter der trefflichen Obhut des Regimentes von Tor' di Quinto und der Fürsorge meines Kanoniers in Rom, setze mich in den nächsten Zug und fahre hinunter nach Neapel. Die Stadt selbst bietet ausser ihren altersgrauen Kastellen und Denkmälern und Palästen nicht viel Besonderes. Schmale, enge, oft dunkle Quergassen, von zwei neuen Strassenzügen durchbrochen, eng aneinandergebaute Häuser in den alten Vierteln, um möglichst viel Schatten bei sommerlicher Hitze und möglichst Schutz bei winterlichen Meerwinden zu haben. Wie unterschiedlich auch die Menschen dieses südlichen Strichs! Alles ist leichter und sprudelnder und weniger gemessen und meist köstlich verbummelt. Man sieht nicht mehr die aristokratischen Kutscher von Mailand und Bologna und Rom; was

hier auf schimmligem Bocke döst, sind meist bessere Vaganten. Struppig im Haar und ein stoppelreiches Kinn und eine alte Mütze schief darüber, abgetragene Kutscherröcke, wenn möglich mit einem Spinngewebe vom niedern Stall am Buckel, eine zerzauste Peitsche und ein magerer Klepper mit Heubauch und lockern Beinen. Farbenfroh die Gewänder der Frauen aus dem Volke und barfüssige, glutäugige und schwarzlockige, schöne Kinder in den Strassen, und Matrosen, die auf ihren tief gebräunten Gesichtern den Schimmer ferner Welten tragen.



Kohlenschiffer

Die Brigg

Es ist der letzte Tag des Februars im Jahre 1793. Über den sonst so sonnigen Gestaden Neapels hängt ein düsterer, wolkiger Himmel. Über dem alten Europa wetterleuchtet die Französische Revolution. Die Republik hat den König umgebracht, und das hat ihr unverzüglich die Kriegserklärung Britanniens eingebracht und alle Höfe aus hundertjähriger Interesselosigkeit aufgeschreckt.

Draussen auf der Reede ankert eine 26-Kanonen Brigg. An ihrem Flaggenmast flattern die Farben Alt-Englands. Der Kapitän ist ein kleiner, hagerer und blasser Mann; sein Name hat noch wenig Klang in der Welt, er heisst Horatio Nelson. Jetzt befindet er sich in Audienz beim König von Neapel, Ferdinand IV. Verschiedene Diplomaten sind da: Lord Hamilton, der Gesandte von Britannien, und Graf Lemberg aus Wien, und der Portugiese Graf de Sa. Der kleine Kapitän bittet den König in wohlgesetzten Worten um Erlaubnis, sein Schiff, das unter einem Sturme litt, auf der Werft von Neapel instand stellen und neu verproviantieren zu dürfen. Dem widerspricht ein gedrungener, von den andern geflissentlich übersehener Mann in trikolorer Schärpe. Es ist der Bürger Mackau, der neu ernannte Gesandte der Französischen Republik am Hofe beider Sizilien. Er beruft sich auf Verträge, welche die Landung im Hafen von Neapel für Kriegsschiffe verbieten. Hamilton und Nelson werden unterstützt durch die andern Diplomaten, aber hartnäckig bleibt der kleine Mackau bei seinen Warnungen und lässt es auch an versteckten Drohungen nicht fehlen.

Der König ist ein echter Bourbone der Zeit, er hat Blei im Blut, und jeder Entschluss fällt ihm schwer. Er kümmert sich um Jagd und Fischfang und Kartenspiel und eine gute Tafel. Alles andere ist ihm ein Gräuel. Seine Ruhe will er haben, und dieser verdammte Jakobiner scheint ihm zu allem fähig. Er sieht hilfesuchend nach seinem Minister Acton, aber dieser scheint angelegentlich in ein bedeutungsloses Protokoll vertieft. Da verweigert er mit vielen höflichen Worten dem kleinen englischen Seekapitän die Bewilligung und hebt die Audienz eilig auf. Herausfordernd nimmt sich Mackau eine Prise, während die stolzen Diplomaten königlicher Staaten erhobenen Hauptes grusslos an ihm vorüberziehen.

Dies ist die erste Audienz des spätern Lords Nelson am Hofe von Neapel. Sie wird für das Schicksal Europas von einiger Bedeutung sein, wie wir sehen werden, denn nicht nur das Geschick einzelner Menschen, auch das grosser Staaten hängt oft von Zufälligkeiten ab.

Die Circe

Der kleine, blasse Kapitän Nelson ist Admiral geworden und Lord von Britannien und Kommandant des blauen Geschwaders, das die Aufgabe hat, das Mittelmeer zu bewachen. Doch nur wenige Schiffe kreuzen auf hoher See. Mit seiner übrigen Flotte beschützt er das

Königreich beider Sizilien, das unter den Fängen der Französischen Revolution steht, und das tatenlos zusehen muss, wie sich in Ober- und Mittelitalien die Königreiche und Fürstentümer unter einem bisher unbekannten korsischen General zu Republiken wandeln. Was den kleinen Admiral auf der Reede von Neapel festhält, ist nicht das sonnige Gestade oder die Bevorzugung, die er bei Hofe genießt, sondern eine selten schöne Frau. Lord Hamilton, der adelsstolze, schwerreiche, sechzigjährige Junggeselle hat auf einem Urlaub in London ein Mädchen kennengelernt, dessen Vergangenheit vor den Lästerungen alter Basen nicht bestehen würde. Ein Waisenkind, hat sie das Leben in kurzen zwanzig Jahren schon arg herumgeworfen. Sie war das Modell von Malern und die Geliebte reicher Herren. Ihre auffallende irische Schönheit zog die Männer in den Bann, wie ein Licht in dunkler Nacht die Falter. Auch die Junggesellengrundsätze Hamiltons schwanden vor dem tiefen Blick ihrer blauen Augen. So wurde aus der vielumschwärmten Emma Lyonna eine Lady Hamilton und Gesandtin Englands am Hofe von Neapel. Auch der tapfere Nelson erliegt beim ersten Zusammentreffen ihrem Bann; Hamilton bemerkt dies wohl, aber er ist sechzig Jahre und zählt die dreifache Zahl an Lenzen wie seine Frau. Er ist auch ganz Diplomat, und eine Liebschaft zwischen dem Kommandanten des blauen Geschwaders und seiner Lady passt in seine Pläne. Das blaue Geschwader wird dadurch auch sein Geschwader und nützt vor allem dem ihm befreundeten König und der Königin. Hamilton ist nicht nur Diplomat und Lord, er ist auch passionierter Altertumsforscher und Gelehrter, und nirgends lieber als in der Nähe Pompejis mag er sein.

Gewissensbisse, die Lord Nelson oft empfindet, weiss Lady Hamilton mit ihren schimmernden Augen wegzuschmelzen, und unter ihren leidenschaftlichen Küssen ersterben seine guten Vorsätze. Empfänge bei Hof und Empfänge auf seinem Admiralsschiff „Van Guard“, das sich aus einem Kriegsschiff Britanniens oft in eine Konditorei wandelt. Zwischen den verhüllten, von Palmen umstandenen und von Blumen umrankten Schiffsgeschützen wandeln im Mondlicht silberheller Nächte die Kavaliere des Hofes und die Schiffsoffiziere des blauen Geschwaders am Arm bezaubernder Hofdamen, von der Kommandobrücke herab singt ein neapolitanischer Tenor in die sternklare Nacht, an den Rahen reihen sich viele tausend Fackellichter aller Farben, und die Matrosen seiner britannischen Majestät tragen Konfekt und Wein unter die Gäste.

Der Kurier

König Ferdinand ist der Liebling des niedern Volkes von Neapel. Mit den erbeuteten Fischen geht er oft selbst auf den Markt und hält sie feil. Die Lazzaroni, die ihn nur Nasone nennen, würdigen ungeniert seine Ware herab, bis er zornig alle erbeuteten Fische ins Wasser schmeisst und mit seiner Angelrute heimwärts zieht. Er liebt es auch, mit seinen treuen Lazzaroni um die Wette Spaghetti zu essen und lädt oft ein Dutzend oder mehr der

zerlumpten Gesellen zum Entsetzen der königlichen Köche in die Schlossküche.

Königin Maria Karolina ist in allen Teilen das Gegenteil ihres Gemahls. Beim Volke nicht sonderlich beliebt und bei der Intelligenz, die mit der Französischen Revolution liebäugelt, verhasst. Sie ist eine Tochter Maria Theresias und die Schwester der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Stolz, herrisch, selbstbewusst, hat sie sich bei der Geburt des Thronfolgers ein Gesetz ertrotzt, das ihr Sitz und Stimme im Staatsrat und ausserdem die Stellvertretung des Königs sichert. Da der König meist in Caserta oder auf der Jagd und beim Fischfang weilt, lenkt sie in Wirklichkeit die Geschicke Neapels, nicht zum Vorteil, wie wir sehen werden. Sie will den Krieg mit Frankreich, ihre Schwester zu rächen; sie bringt eine Koalition der italienischen Fürsten und Venedigs zustande und will auch ihren Neffen, Kaiser Franz in Wien, zum Bruch mit der königsmörderischen Republik bewegen.

Sie verfügt über einen Kurier, der nicht seinesgleichen hat in der Welt, den Reiter Ferrari. In zehn Tagen und zwölf Stunden reitet er, mit nur fünf kurzen Nachtruhnen, mit Pferdewechsel alle zwanzig Meilen, in immerwährendem Galopp von Neapel nach Wien. Die Antwort, die er nach einundzwanzig Tagen, am 11. Oktober 1798, aus der Hofburg wiederbringt, entspricht nicht den Erwartungen der rachsüchtigen Königin Maria Karolina. Franz zögert, er hat zwar eben eine zweite Koalition mit England, Russland und der Türkei gegen Frankreich geschlossen, will aber erst im März 1799 losschlagen. Der Hass der Königin verleitet sie zu einem schlimmen Streich. Sie hat nicht nur den besten Kurier an ihrem Hof, sie verfügt auch über einen geliebten Geheimschreiber, einen Meister der Feder. Die kaiserliche Depesche und das Siegel weiss er auf Geheiss seiner Herrin zu fälschen, dass selbst der Kenner nichts Verdächtiges ahnen kann. Sie unterbreitet diese gefälschte Depesche dem König und dem Staatsrat. Der König zögert, wie immer, der Staatsrat ist auf Grund dieser günstig lautenden, mächtige Hilfe zusichernden Depesche bereit, ihr zu folgen. Des Königs Schwanken zu besiegen, greift sie zu einem drastischen Mittel. In stiller Nacht schleicht sie sich mit Lady Hamilton, ihrer Vertrauten, vor sein Schlafgemach, stösst einen Dolch in die Türfüllung, worauf Lady Hamilton auf ihr Geheiss — da der König deren Schrift nicht kennt — im Kreise um den Dolch herum in grossen Lettern schreibt: „Tutte le mode vengono di Francia!“ — Alle Moden kommen aus Frankreich! — Wie der König am frühen Morgen die Augen aufreissst, sieht er seinen schlotternden Kammerdiener vor dem Himmelbett, und wie dieser wortlos und entsetzt auf den mysteriösen Dolch und die vielsagende Unterschrift weist, fährt Ferdinand schreckensbleich aus den Daunen. Er glaubt sich von Verschwörern umstellt und von Jakobinern im eigenen Haus umlauert. Beim gemeinsamen Frühstück erzählt er entsetzt der lächelnden Königin den Vorfall, und sie hat leichtes Spiel, seine Zustimmung zum ersehnten Kriege gegen die verruchte Republik zu erlangen.

Die Flucht

Sechzigtausend Mann zählt die neapolitanische Armee. Den Lazzaroni von Neapel hat man eine Uniform umgehängt und Flinte und Pulverbeutel und Blei in die Hand gedrückt, und was gestern noch am sonnigen Strand zwischen Pozzuoli und Castellamare herumlungerte oder auf den Kaimauern lag, ist jetzt ein tapferes Militär des Königreiches beider Sizilien. Die Armee untersteht dem österreichischen General Mack. Er ist zwar ein unfähiger Gamaschenknopf, und wo er seine Feldherrenkünste zeigte, wurde er stets schmähschlagend geschlagen. Doch seine Meinung von sich selbst ist wegen solcher Bagatellen nicht geringer geworden. Vorsichtigerweise lässt er sich bei Hofe zum voraus feiern, und die Hofdamen, die bekanntlich vom Kriege etwas verstehen, umstreichen ihn als den Retter Neapels. Nur Lord Nelson zieht meist seine Mundwinkel schief, wenn seine Lady Hamilton in dieses allgemeine Lob einstimmt. Die Höflinge und Hofdamen wundern sich nur über die Frechheit des Sansculottengenerals Championnet, der es wagt, mit zehntausend Mann im Vorgelände von Perugia Stellung zu nehmen, das sieggewohnte Neapel zu empfangen. Das Königreich flaggt und jubelt bei der Kunde, Ferdinand sei an der Seite Macks im von den Franzosen geräumten Rom eingezogen. Nun wendet sich Mack gegen Castelnuovo, und in jenen Hügeln geraten die Vorposten aneinander. Die neapolitanischen und österreichischen Fernrohre blicken gespannt nach den französischen Linien, denn gleich werden diese Sansculotten auszureissen beginnen. Doch die französischen Linien kommen schwärmend über Hügel und Berge immer näher. „Was wollen diese Fleisch gewordenen Teufel?“ wundern sich die erstaunten Fernrohre. Ach, was sie wollen, wird sich bald erweisen. Die französische Infanterie beginnt zu schießen, und die spärliche französische Artillerie beginnt zu schießen, und die sechzigtausend Lazzaroni beginnen zu laufen, was die Beine hergeben. Die erstaunten Fernrohre verschwinden in die Futterale, und ihre Träger werfen sich auf eilige Rosse. Die Franzosen brauchen nur hinterdrein zu pfeffern wie bei einem lustigen Hasentreiben.

Eilig wälzen sich Flucht und Verfolgung hinunter gegen das ewige Rom. Kotüberspritzt stürzt sich der tapfere General Mack in die königliche Oper, wo Ferdinand inmitten eines Flors schöner Damen in seiner Loge Krieg führt auf seine Art. Entsetzt wirft sich der König auf sein Ross und trabt mit wenigem Gefolge eilig durch die Porta del Popolo, um die Stadtmauer herum — denn auch dieses Rom steckt voll heimlicher Jakobiner — bis zur Porta San Giovanni. Dort setzt er seinen arabischen Hengst in Galopp und zieht auf schnurgerader Strasse so schnell, dass nur wenige seiner Höflinge ihm zu folgen vermögen, hinunter gegen Napoli. Der Empfang im königlichen Schloss zu Caserta durch die wutkochende Maria Karolina ist nicht besonders freundlich. Aber der geschmeidige Acton rät, statt sich zu zanken, beginne man besser mit Packen. So wird das kostbarste Gut der königlichen Schlösser mit Hilfe der Matrosen des blauen Geschwaders auf die Schiffe

Nelsons hinübergerudert. Die neapolitanische Kriegsflotte wird auf der Reede verbrannt, und das englische Geschwader lichtet die Anker, um nach Sizilien hinüberzusegeln, das nun auf längere Zeit Residenz des kriegesischen Ferdinand und seiner Maria Karolina sein wird. In Neapel gibt es Revolution der Gebildeten und Jakobiner und Gegenrevolution der königstreuen, tapferen Lazzaroni, bis Championnet einrückt und die parthenopäische Republik ausruft.

Zwei Fregatten

Admiral Nelson hat inzwischen eine schwere Schuld gesühnt mit tapferer Tat. Als er mit seiner Lady Hamilton in Neapel und Caserta Feste feierte, schiffte sich Napoleon 30'000 Mann in Toulon ein und zog mit seinen fünfhundert Schiffen durch die weiten Maschen des blauen Geschwaders nach Malta und Ägypten. Es nützte nichts, dass sich Nelson auf seine Pflicht besann und ihm mit allen Segeln folgte. Der grosse Korse schlug bereits seine berühmten Schlachten im Lande der Pharaonen und in Syrien. Nur seine Flotte wurde bei Akubir umstellt und vom blauen Geschwader restlos in den Grund gebohrt. Die Seeschlacht war eine der grössten aller Zeiten und dauerte drei Tage. Nelson, den man in London bereits vor ein Kriegsgericht zu stellen gedachte, wird Baron vom Nil und von Burnham Thorpe und der gefeierte Held Europas. Nun kreuzt er wieder vor Sizilien, und oft trägt ihn ein Zwölfruderer an Land, seine Geliebte zu sehen. Der August des Jahres 1799 neigt sich zu Ende, das Mittelmeer liegt ruhig, der gefürchtete Korse ist im fernen Orient festgehalten und ohne Möglichkeit der Rückkehr. Da segeln zwei schlanke Fregatten eilig dahin, und ihr Kiel teilt schäumend die blaue Flut des Mittelmeeres. Sie wissen sich schlau durch die wenigen Schiffe des blauen Geschwaders zu stehlen, und wenn Admiral Nelson wüsste, was diese verteuflten Fregatten trügen, er würde alle Segel setzen lassen und sich aus den Armen seiner Lady reissen. Denn diese Fregatten sind die letzten zwei Schiffe Bonapartes und am 23. August mit dem berühmten General von Alexandria in See gestochen, ihn seiner Weltherrschaft und unermesslichem Ruhm entgegentragen.

Ohne die Liebe Lord Nelsons zu Lady Hamilton würden diese zwei Fregatten wohl nie die Gestade Frankreichs erreichen, die napoleonischen Kriege würden nicht geschlagen und kein Zug nach Russland unternommen und keine donnernden Attacken bei Austerlitz und Wagram und Leipzig und Waterloo und im weiten Europa geritten. Zwanzig Jahre Krieg würden unterbleiben, und drei Millionen Soldaten brauchten nicht ihr Leben auf der Walstatt auszuhauchen.

Der Mast

Siebenundzwanzig Linienschiffe hier und ein klarer Morgen des 21. Oktober 1805 und unweit das Kap von Trafalgar — das blaue Geschwader Nelsons. Fünfunddreissig Linienschiffe dort und eine leichte Brise, die die trikoloren Flaggen fächelt, und ein eiliges Treiben an Bord — das französisch-spanische Geschwader Villeneuves. Zehn Meilen See liegen noch dazwischen. Nelson macht in seiner Kajüte das Testament, den Grossteil seines Vermögens vermacht er der verwitweten Lady Hamilton. Dann ist noch jemand auf dieser Welt, der ihm am Herzen liegt. Ein kleines Mädchen, Horatia Nelson, und beider Kind. Sie wird besonders gesichert.

Die Schlacht beginnt. Am Hauptmast des englischen Admiralsschiffes flattert, weithin sichtbar, eine Inschrift, eine lakonische Mahnung, eines grossen Seemanns und Helden wie Lord Nelson, würdig: „England expects every man will do his duty“ — England erwartet, dass jeder seine Pflicht tue! Und der letzte britische Matrose tut seine harte Pflicht. Nelson, der in der Seeschlacht von Calvi ein Auge und bei Santa Cruz einen Arm verlor, fällt im Moment, da sich einer der glänzendsten Seesiege der Geschichte auf seine Seite neigt. Seine Matrosen betten ihn in einen Sarg, gezimmert aus dem Mast des geenterten feindlichen Admiralsschiffes.

Lady Hamilton, gewöhnt, mit beiden Händen Geld auszugeben, verarmt und stirbt verlassen und vergessen in Vimille bei Boulogne-sur-Mer, in jenem Frankreich, gegen welches sie so oft mit der Königin Maria Karolina intrigierte. Die kleine Horatia aber wird später eine einfache Pfarrersfrau, sie heiratet Ehrwürden Philipp Ward, Vikar von Teutenden.

So sind denn die Fäden der Weltgeschichte entwirrt, die sich um den grossen Napoleon und den Seehelden Nelson, um Lady Hamilton und die Königin Maria Karolina spannen und in ihrem Netz die Namen von Abukir und Ägypten und Trafalgar und Neapel umschleierten. Die Geschichte der Menschen ist mit Blut und Tränen über vielmal hunderttausend Soldaten vernichtend und staatenzertrümmernd hinweggerollt. Wir aber, wenn wir über dies sonderliche Geschehen nachsinnen an diesem strahlenden Golf von Neapel, der heute wie damals am blauen Meer sich weich hinlagert, vermeinen, im fernen Dunst über den unendlichen Wassern nebelhafte Bilder zu sehen. Eine gewaltige Armada zieht herauf, alte, hochdeckige Kriegsschiffe mit hohen Masten, an welchen die Farben Alt-Englands flattern, mit riesigen Segeln und drohenden Messingschlünden, die aus den Luken der Batterien starren. Schmucke Gondeln ziehen ihnen entgegen mit Blumen und Musik, schöne Hofdamen in der kleidsamen Tracht des Rokoko, und galante Kavaliers mit Perücke und Spitzenjabot winken, als gelte es, nochmals eines jener Feste zu feiern, die auf das Schicksal der Welt mehr Einfluss hatten als alle Könige und Minister und Generale von zwanzig mächtigen Staaten.

Pompeji

Wenn du besonderes Glück hast auf Erden und Ehren und Reichtümer dir in den Schoss fallen und dein Selbstbewusstsein schwellt im Masse wie dein Beutel schwerer, dein Bankkonto unerschöpflicher wird — dann gehe nach Pompeji und erkenne die Nichtigkeit irdischer Güter. Hast du aber Unglück auf dieser Zwischenstation, die man Leben nennt, und will dir trotz Eifer und Arbeit nichts glücken, und bist du stets wohl am Schermen, wenn es draussen einmal zur Seltenheit Glück regnet — dann gehe, sofern du noch so viel beisammen hast, auch nach Pompeji, und merke dir, dass alles rasch vorübergeht auf dieser Welt und dass der Weiseste unter allen Sterblichen Diogenes war, der dem mächtigen Alexander mit verblühten Worten zu verstehen gab, er sei nicht wert, ihm vor der Sonne zu stehen.

Der Kaufmann von Venedig

In Neapel sind alle Hotels überfüllt, denn Italien hält hier seine Kolonialausstellung im alten Schloss der spanischen Vizekönige, und alle Bahnen geben siebzig Prozent Rückvergütung für die Reise. Dies war eine so angenehme Überraschung für meinen Geldbeutel, dass ich mir ein Nachtessen im Speisewagen leistete, und da lernte ich einen Kaufmann aus Venedig kennen. Wir kamen überein, ins selbe Hotel zu gehen, und da dieses Hotel nur noch ein einziges Zimmer zu zwei Betten frei hat, greifen wir mit beiden Händen zu. Wir sind noch am selben Abend gute Freunde und für zwei Tage unzertrennlich. Der Kaufmann von Venedig hat einen Kunden und Geschäftsfreund in Pompeji, so kann er mich dahin begleiten, nachmittags will er dann ebenfalls in die Ausgrabungen folgen.

Nach Pompeji hinunter führt eine elektrische Schnellbahn, und wie wir am schmucken, modernen Bahnhof aussteigen, hält eine einzige Droschke, ein wahres Wrack. Wenn die neapolitanischen Droschkenkutscher halbe Vaganten sind, dann ist unser Kutscher von Pompeji ein ganzer. Aber daneben ein flotter, gemütlicher und sympathischer Kerl. Erst fordert er unverschämt viel, geht dann aber gleich auf die Hälfte herunter, wie wir Miene machen, mit unsern Kofferchen zu Fuss nach dem Städtchen zu ziehen. Nun tritt erst noch mein Kaufmann von Venedig in Aktion und marktet am Preise, dass es dem armen Lazzarone auf dem Bock das Wasser in die Augen treibt. Ich muss eingreifen und protestieren, denn schliesslich muss der Mann auch gelebt haben und sein Pferdchen auch, und jedes kaufmännische Markten muss einmal eine Grenze haben, wenn diese Welt nicht aus den Fugen gehen soll.

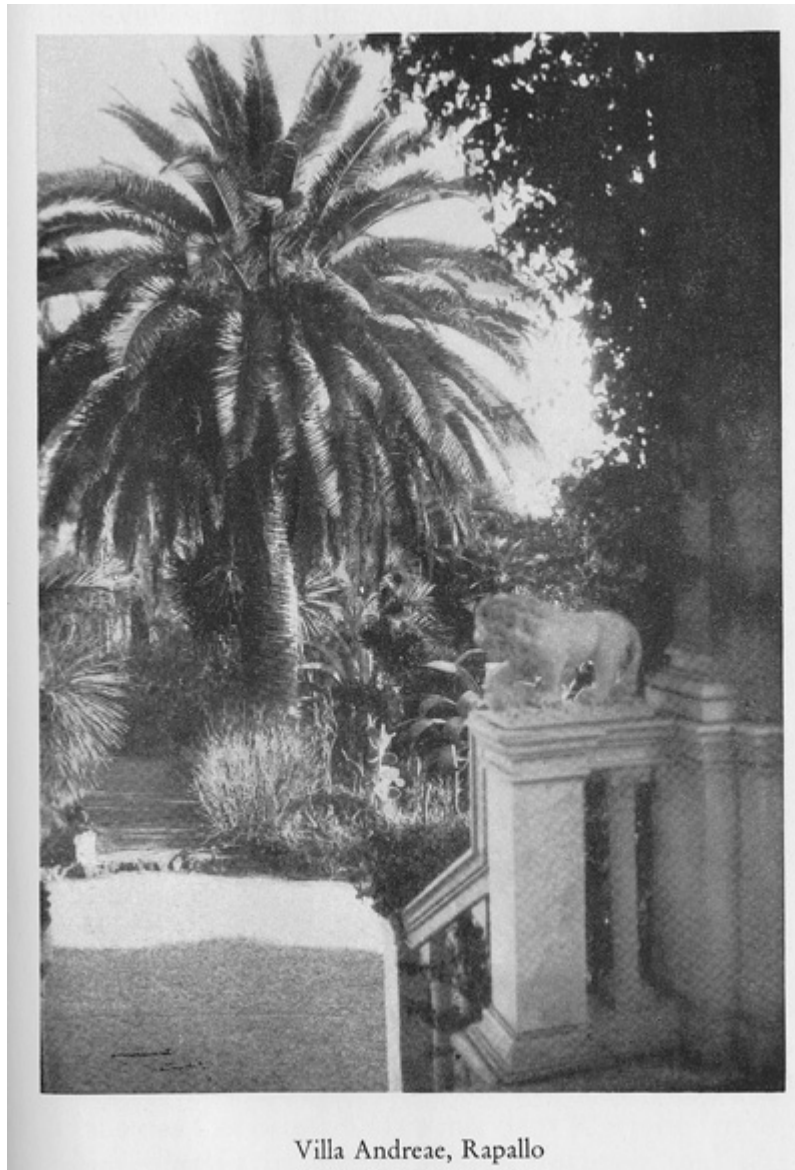
So steigen wir in das Wrack, und der alte Räuber auf dem Bock knallt etwas in die Luft, der Schimmel zieht an, und wir fahren, und es gefällt uns ganz gut trotz etwelchem Rumpeln. Auf dem Hauptplatz des Städtchens halten noch mehrere Kutscher in ungefähr

derselben Währung und sind höchst erstaunt, dass ihr Herr Kollege Gäste vom Bahnhof bringt, hielten sie es doch gar nicht der Mühe wert, hinaufzufahren. Sehr höflich und dienstbeflissen kommen von allen Seiten die Kellner und Piccoli gelaufen, und jeder hat eine vollgeschriebene Menukarte und möchte uns in seinen Hafen abschleppen. Die Verhandlungen vom Wagen aus leitet sachkundig der Kaufmann von Venedig, hält mit Kellnern und Piccoli ein Examen über Gänge und Preise, derweil ich mich in den Fond des Wracks zurücklehne, wie der Padischah mit drei Rossschweifern. Wir entlohn unseren Lazzarone, und ich drücke ihm noch ein Extratrinkgeld in die Hand mit der Aufforderung, seinem mageren Schimmel eine Haferzulage zu kaufen, was er heilig verspricht und todsicher nicht halten wird. Der Kaufmann von Venedig hat gut ausgewählt, wir speisen herrlich und für eine Fremdenhöhle wie Pompeji nicht zu teuer, sogar mit Orchesterbegleitung, denn in Italien gibt es viele mobile Orchester, die den bessern Verpflegungsstationen des internationalen Publikums nachziehen und auch meist sehr schön und sentimental die Laute schlagen. Zeitig will ich in die Ausgrabungen, meinem Freund geht sein Geschäft allem vor, dann will er nachkommen, schlimmstenfalls treffen wir uns am Zug wieder.

Die tote Stadt

Pompeji betritt man meist durch die Porta Marina. Gleich rechter Hand ist ein kleines Museum. Man sollte ihm eine Woche Zeit widmen können. Zwar wurden die meisten Fundgegenstände in die Museen von Neapel, Paris und London abgeführt, doch bieten auch diese Hallen der Sehenswürdigkeiten unendlich viel. Wir sehen da die junge Frau, die auf der Flucht vor dem Tode niederstürzte, ihre brennenden Augen durch den rechten Arm zu schützen suchte; wir sehen den Sklaven, und die versteinerte Lava hat ihn so naturgetreu abgebildet, dass man die Kettenringe um das rechte Fussgelenk wahrnimmt und ferner bemerkt, welch friedlichen Ausdruck seine Züge im Tode tragen; wir sehen das kleine Kind, das hilflos erstickte; wir sehen einen zusammen gekrümmten Hund, dessen Zähne zum letzten Mal nach Luft schnappten, und die kleine Hauskatze, die ein früher Tod ereilte. Wir sehen Speisen, die zum Mahl aufgetragen waren und nun, nach bald zweitausend Jahren, noch unberührt stehen; wir sehen Eierschalen, die eine pompejanische Henne vor achtzehnhundertfünfundfünfzig Jahren zwei Monaten und vierundzwanzig Tagen legte — alles dies sehen wir und sind seltsam bewegt. Wir sehen auch den mächtigen Geldschrank des Reichen, der für immer verschlossen blieb, und das Werkzeug des armen Handwerkers und die Waage des Krämers und die kunstvollen Produkte des Künstlers. Alles dies hatte einmal Sinn und Leben und wurde wichtig genommen und stand als Aktivum oder Passivum verzeichnet und erweckte Freude und Neid und Sorge und Gram und redet zu unsern

Herzen eindringlicher als die alten Propheten.



Die auferstandene Stadt

Die meisten Häuser Pompejis sind leere Ruinen, doch viele sind prächtig vom Todesschlaf auferstanden. Sechzehn Jahrhunderte blieb die Stadt unter Asche und Lava und Sand begraben, die Völkerwanderung ging über die Erde, das stolze Reich der Römer ging in Trümmer, Mohammed stiftete den Islam, der hundertjährige und der dreissigjährige Krieg brausten vorüber und viele andere Kriege und Bürgerkriege, Amerika wurde entdeckt und Australien und die Menschen lernten Bücher drucken und mit Pulver schießen. 1689 wurde

die Stätte wiedergefunden, wo einst Pompeji blühte, aber die Menschen hatten andere Sorgen, und erst 1748 wurden einzelne Häuser ausgegraben, nach Schätzen durchsucht und wieder zugeworfen, bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Ausgrabungen begannen und ab 1860 planmässig ins Werk gesetzt wurden. Heute ist Pompeji zu zwei Dritteln blossgelegt, und seine Mauern sind dem Licht der Sonne wiedergegeben.

Wir sehen die Villa dei Misteri und das Haus des Fauns, die Casa del Menandro mit prächtigen Säulen und wohlerhaltenem Impluvium; wir sehen das Haus des tragischen Poeten mit dem gemäldereichen Triklinium. Und wir betreten das Haus des Priesters, worin man sechs Tote fand, worunter ein junges Mädchen. Die naiven Zeichnungen an den Wänden des Perystils dürften von seinen Händchen stammen. Sehenswert ist auch das Haus des Marcus Lucretius mit dem Gemälde des Bacchus und das Haus des Cornelius Rufus mit dem Marmor-Impluvium, das Haus der silbernen Hochzeit und dasjenige des Torello und das des Loreius Tiburtius mit dem prächtigen Garten mit Brunnen und Skulpturen.

Wir sehen das Haus der Vetti, zweier Brüder, die reiche Bankiers waren im alten Pompeji und sich daher solch prächtiges Heim gönnen konnten. Wir bewundern die gute Erhaltung der einzelnen Räume mit den farbenfrohen Wandmalereien und Dekorationen und die achtzehn korinthischen Säulen im Vestibül und den kleinen, schmucken Garten mit den Wasserleitungen zu verschiedenen Brunnen. Wir bewundern den Triumphbogen des Germanicus und das Odeontheater und die Reste des gewaltigen Jupitertempels. Ergriffen stehen wir vor den Ruinen des Isistempels, denn wir wissen, hierin flüchteten sich viele Frauen und Kinder, deren Gerippe man fand neben vielen her geschleppten Lebensmitteln. Wir betrachten mit Interesse die Mühlen und die Backöfen und die Brunnen an den Strassenecken, bei welchen schöne Sklavinnen ihre mächtigen tönernen Krüge füllten, um sie auf dem Kopf in das Heim des Herrn zu tragen. Auch solcher Krüge sind noch viele Hunderte wohlerhalten. Und was unserm Herzen seltsam zuspricht, sind die tiefen Rinnen im Randstein der Brunnen, sie rühren von den Seilen her, an welchen die Sklaven die Wasserkrüge hochzogen.

Alte Gassen

Die Strassen und Gassen Pompejis sind schmal und nur für einen jener schweren Ochsenkarren berechnet, deren tiefe Radspuren im Gestein der Bodenplatten wir bemerken, als wäre der letzte dieser Karren erst vor kurzer Zeit vorübergeschwankt. Bürgersteige führen an den Rändern hin und sind fusshoch über der Strasse angelegt, von der einen auf die andere Seite führen Übergangsteine, damit die stolzen Römerinnen ihre Sandalen nicht im Kot der Strasse verunreinigen mussten. Die Strasse entlang reihten sich die niedrigen Läden der Kaufleute und Handwerker, während die Wohnungen nach dem Innenhof oder Garten gekehrt waren. Zum Sammeln von Regenwasser wurde Sorge getragen. Die Dächer

der Eingangshalle, des Atriums, neigen sich nach innen, und vom Dache fliesst das Wasser in das Marmorbecken des Impluviums. Für die Häuser der Armen, die keine richtige Wasserversorgung hatten, gab es an den Strassenkreuzungen öffentliche Sodbrunnen, aus deren Tiefen an Seilen die Wasserkrüge hochgezogen wurden. Auch ein grosses öffentliches Bad hat man ausgegraben, die Thermen, mit kalten und heissen Bädern und Durchgangszimmern von mittlerer Temperatur, mit Trockenräumen und Auskleidezimmern und mit Nischen zum Versorgen der Kleider und Sandalen. Auch Wahltage gab es im alten Pompeji, und mit Rotstift schrieben die Parteien die Namen ihrer Kandidaten an öffentliche Säulen. Solche Inschriften sind noch wohlerhalten.

Heimatklänge

Ich lehne an einer Säule des Peristyls im Haus der vergoldeten Amoren, meinen Kaufmann von Venedig zu erwarten. Zwei junge Damen treten ein, und ich horche auf, wie sie sich im heimeligen Berndeutsch unterhalten. Sie überschlagen gerade die Spesen getrennter Reisekasse: „Nei, sicher, Leny“, höre ich die Brünnette zur Aschblonden sagen, „elf Lire het's Bähnli koscht, du chunsch ja z'churz.“ Und ds Leny: „Ne-nei, i weiss es doch, zäche Lire.“ Sie sind nicht schlecht erstaunt, wie ich mich ungerufen einmische: „jitz hei grad beide lätz, ds Billet choschtet zäche un e halbe Lire!“ Wir lachen alle drei heraus, stellen uns vor, Leny hat ihre Bureauferien, und Trudy, ihre Freundin, ist wohlbehütete Haustochter, und daneben noch etwas Malerin; beide haben die Tour nach dem fernen Pompeji unternommen. Wir wandern gemeinsam weiter und erleben gleich ein lustiges Intermezzo. Wie wir in ein gut erhaltenes Haus treten wollen, erscheint ein beliebter Wärter unter der Tür und hebt gegenüber meinen Berner Meitschi abwehrend die Hände: „Nix für Damma, nix für Damma!“ erklärt er mit dem Lächeln des Auguren, und zu meinem Bedauern muss ich die beiden Berner Meitschi bitten, einen Moment auf mich zu warten, wobei sie mir das Versprechen abnehmen, ihnen alles haarklein zu erzählen, was ich in dem mysteriösen Bau sehen werde. Nun sinne ich drinnen, statt auf die Erklärungen des dicken Neapolitaners zu hören, an einer saftigen Notlüge herum, und wie ich nach fünf Minuten wieder heraustrete, erkläre ich mit dem ernsthaftesten Gesicht der Welt, da drinnen seien grausige alte Götzen, wenn man die gesehen habe, könne man vierzehn Tage lang nicht mehr ruhig schlafen, das sei nichts für zarte Frauen- und Meitschinerven. Natürlich glauben sie mir davon kein Wort, und Leny meint halb belustigt, halb ärgerlich: „D'Manne si doch überall di gliche Luscheibe!“ Gegen dieses abschliessende und inappellable Urteil fehlen mir alle Argumente, so biegen wir lachend in die Strada de Augustali und besehen uns harmlosere Dinge, trotz Lenys Neckereien. Ich verspreche ihr übrigens, ihr alles einmal zu verraten, nämlich wenn sie zwanzig Jahre unter der Haube sei und einen Ausweis des Ehegemahls mitbringe, dass er

einverstanden sei. Sie zieht verächtlich die Mundwinkel, und da zwischen den Ruinen mein Kaufmann von Venedig auftaucht, nehmen wir recht freundlich Abschied, mir will es erst die Längizyti in die Glieder schlagen, denn in drei Tagen sind die Berner Meitschi bereits wieder unter den Lauben, und ich habe mit „Arbalète" noch viele, viele hundert Meilen vor mir.

Das Peleton

Es ist ein weiter Weg von Bastide bei Cahors im weiten Frankreich bis hinunter nach dem sonnigen Neapel, besonders dann, wenn dieser Weg über die Schlachtfelder Europas und Ägyptens und über das ferne Moskau führt. Der Vater ist ein kleiner Schankwirt und heisst Murat, und seinen kleinen, dunkellockigen Sohn mit den seltsam feurigen Augen liess er unter dem Namen Joachim aus der Taufe heben. Wenn der Junge nicht die wenigen Schafe des Vaters hütet auf der Koppel, so hockt er am Kaminfeuer der qualmigen Gaststube und horcht aufmerksam nach den Gesprächen der wenigen Gäste. Fuhrleute und Marktfahrer und oft auch Soldaten oder ein Meldereiter lassen sich am Herde des Vaters nieder und bringen Kunde von sagenhaften Fernen, und die Augen des kleinen Joachim funkeln, und oft staunt er lange vor sich hin, wenn die Fremden längst wieder von dannen zogen. Die Meldereiter besonders und die Soldaten finden sein Interesse, und wenn sie auf unendlicher Strasse weitertraben, schaut ihnen Joachim nach, bis die Ferne sie als kleine Punkte verschluckt, und was zurückbleibt in seinen Augen, ist ein seltsames Flimmern.

Der kleine Joachim hat die väterliche Schenke längst verlassen, die Französische Revolution, die nicht nach Stammbaum und Herkunft fragt, sondern nach Eifer und Können, hat ihn rasch zum Reiteroffizier werden lassen. So sehen wir ihn als Oberst mit seinem Husarenregiment und vierzig Kanonen dem jungen Bonaparte zu Hilfe eilen, der die Truppen des Konvents führt an jenem 5. Oktober 1795, und der merkwürdig rasch mit einigen Kartätschen einen riesigen Volksaufstand meistert. Und er wird der Schwager des grossen Korsen und Herzog von Kleve-Berg und deutscher Reichsfürst und, da Napoleon bald gar viele Throne zu besetzen hat, von welchen er die Fürsten von Gottesgnaden abtreten lässt, König von Neapel. Zum Regieren kommt er selten, denn meist tummelt er seinen feurigen Rappen auf Europas Schlachtfeldern, und wenn die österreichischen und russischen und preussischen Bataillone vor grossen, dunklen Kavalleriemassen einen glänzenden Reiter vorantraben sehen, dessen Ross als Schabracke ein Pantherfell trägt, dann wissen sie, dass es gilt, die Hände eisern um die Flinte zu klammern und das Karree fest zu schliessen, denn was sich naht, ist der berühmteste Reiterführer der Zeit, und dem gewaltigen Stoss seiner hundert Schwadronen standzuhalten, ist ein Spiel auf Leben und Tod. Wir sehen im Geiste die Schäferei Meusdorf an der Pappelallee nach Leipzig, und es ist der 16. Oktober 1813. Napoleon schlägt seit dem frühen Morgen die Schlacht bei

Wachau, hat alle Angriffe der verbündeten Übermacht abgeschlagen, und die Kavallerie soll der Sache ein Ende machen. Zwölftausend französische Reiter halten auf freiem Feld, und ungeduldig scharren die Pferde die etwas kotige Wiese, denn die ganze Nacht durch hat's geregnet. Da setzt sich Murat mit seinem Rappen an die Spitze und ruft sein stolzes „Marsch!“ Die Trompeten blasen zur Attacke, und die ungeheure Masse setzt sich in Bewegung, die französischen Geschütze schweigen mit einem Schlag, man hört nichts als das Klirren der Waffen, das Schnauben der zwölftausend Rosse, den Hufschlag und das Dröhnen der Erde. Die Truppen des Prinzen von Württemberg werden überrannt, zwei russische Infanterieregimenter werden überrannt, die zu Hilfe sprengende russische Gardekavallerie und österreichische und preussische Dragoner werden geworfen, zweiunddreissig Geschütze werden genommen und die Kanoniere auf ihren Stücken niedergehauen, die ungeheure Masse der Reiterei galoppiert den Hang des Wachberges hinan, wo die verbündeten Monarchen halten oder eben nicht mehr halten, sondern mit Hilfe schlotternder Stallmeister in die Bügel schnaubender Rosse klettern, dem ungestümen Murat und einer schimpflichen Gefangenschaft zu entfliehen. Die Völkerschlacht bei Leipzig und das Schicksal Europas hängen an einem dünnen Haar. Da trifft eine russische Reservearmee ein mit achtzig Geschützen und vermag die allgemeine Flucht in einen geordneten Rückzug zu wandeln.

Zwist und Versöhnung mit dem kaiserlichen Schwager und dessen Herrschaft der hundert Tage, die Murats Ende bewirken.

Murat hätte es gar nicht nötig, nochmals zu Felde zu ziehen. Er hat einen guten Vertrag mit den Österreichern, und von Metternichs Gnaden könnte er König von Neapel bleiben. Mit Recht traut er dem seifigen Metternich nicht allzu viel Vertragstreue zu und erhebt umsonst Protest, wie seine Gesandten am Wiener Kongress nicht zu den Verhandlungen zugelassen werden. Und wie der grosse Korse seine Adler zurückträgt ins heilige Frankreich, da hält es auch seinen Reitergeneral Murat nicht länger. Alle Warnungen Napoleons vor übereilten Entschlüssen schlägt er in den Wind. Er fordert in einem Manifest die Völker Italiens auf, sich zu vereinen. Dem schlauen Metternich, der schon längst nach einem Grund suchte, den lästigen Vertrag mit Murat zu tilgen, ist dieses Manifest Anlass zum Bruch. Murat eröffnet erst glücklich den Krieg, verliert aber die Schlacht bei Tolentino und damit seine Krone. Neapel findet er im Aufstand, setzt mit wenigen Schiffen hinüber nach der Insel Ischia. Die Lazzaroni von Neapel jubeln, wie ihr alter Freund Ferdinand die Sache wieder geheuer findet und unter dem Schutz österreichischer Bajonette seinen Einzug in seine alte Hauptstadt hält.

Es ist der 28. September 1815. An der Küste Korsikas liegen sechs leichte Fregatten vor dem Wind. Murat schiffet sich ein mit wenigen Getreuen und einer kleinen Schar seiner alten Soldaten, den Thron von Neapel zurückzuerobern. Er landet am 8. Oktober bei Pizzo,

und auf dem kleinen Platz des Städtchens lässt er sein königliches Banner entrollen, und einer seiner Offiziere verliest seine Proklamation. Doch die Einwohner von Pizzo wollen von solch gefährlicher Sache nichts wissen, und wie Murat landeinwärts zieht, stösst er auf Haufen Bewaffneter, von welchen nur zwei zu ihm übergehen. Die andern eröffnen unvermittelt das Feuer, Murat eilt nach dem Strand, aber die Matrosen seiner Fregatten haben die Schüsse gehört und segeln bereits ins offene Meer. Ferdinand lässt Murat vor ein Kriegsgericht aus sieben Offizieren stellen, von denen sechs unter Murats Fahnen dienten. Und die Einrede des gefangenen Königs, der dieses Gericht als illegal verwirft, findet kein Gehör. Ferdinand, dessen Tapferkeit wir bereits kennen, bestätigt das Todesurteil über den tapfern Reitergeneral des grossen Korsen.

Im Schlosshof von Pizzo marschiert ein Peleton auf. An der Mauer steht ein aufrechter Mann in der Uniform eines napoleonischen Reitergenerals. In seinen Augen ist noch ein Rest jenes Flimmerns, des kleinen Schafhirten von Bastide. Ein strahlender Himmel wölbt sich unendlich hoch, vom Meere her weht ein harscher, salziger Wind. Er fühlt die flirrende Luft unendlicher Fernen, Ägypten, Moskau, Spanien. In seinem Rücken rauscht das Meer, und er hört den Mövenschrei vom Strand und das Klatschen der Segel gegen die knarrenden Masten. Noch einmal lässt die Sonne die grossen Horizonte aufleuchten, Marengo, Austerlitz, Syrien, und er meint den Eisgang der Beresina zu hören und den donnernden Hufschlag der zwölftausend Rosse von Wachau und die flachen Ruderschläge auf dem zauberhaften Nil und ganz leise und unendlich fern das Blöken der Schafe und das Meckern der Lämmer auf der Koppel von Bastide. Die Trommeln rollen, das Peleton tritt ins Gewehr. Murat hebt nochmals seine Stimme, die während zwanzig Jahren die grossen Reiterscharen über Europas Schlachtfelder führte, er kommandiert selbst Feuer und fällt als tapferer Mann. Sein Name wird noch lange fortleben im Gedächtnis der Menschen.

Campagna

Der Strand

Die schönen Tage von Tor'di Quinto sind vorüber. Nun kommen wieder die Strassen, „Arbalète“ und abends statt der stolzen Boxe die kleinen Ställe mit demütigen Eselchen und struppigen Maultieren, die tiefsinnig über ein hartes Dasein nachzusinnen scheinen. Bevor wir uns von den italienischen Kameraden herzlich verabschieden, erhält unser Rappe in der Kavallerieschulschmiede ein italienisches Beschläge. Ich stehe erst der Sache skeptisch gegenüber, denn die Offizierspferde von Tor'di Quinto erhalten ein Sonderbeschläge, die äussern Ruten der Hintereisen sind stark verlängert und zu hakenartigen Stollen umgebogen. Ein Distanzritt durch fremde Lande ist nun nicht besonders geeignet, das Pferd an neuen Beschlag zu gewöhnen. Aber der forsche Hufschmied-Unteroffizier weiss meine Bedenken zu zerstreuen und hat in der Folge recht behalten.

Durch die Stadt Rom bis zum Vatikan reite ich auf den Trottoirs und Promenaden, denn die Strassen sind spiegelglatt. Niemand behelligt mich deswegen, ängstliche Leute gehen schon auf Distanz vom Bürgersteig herunter, bis ich vorüber bin, die Verkehrspolizisten verziehen keine Miene; auch Leute, die ihr Lebtage nichts mit Pferden zu tun hatten, scheinen das nötige Verständnis zu haben. Das sollte sich mal einer in Bern leisten, der müsste sich wochenlang mit sämtlichen Richterämtern herumbalgen! Um die Mauern des Vatikanstaates herum, dann hügelab, hügelab, was meinem Kanonier und Trainchef wieder allerhand Schweisstropfen erpresst. Wellenförmig liegt die Campagna vor uns, und auf endlosen Steppen weiden riesige Schafherden. Ruinen altrömischer Kastelle dienen oft dem Hirten zur Rast. Nach vierzig Kilometer neigt sich die Strasse allmählich hinunter ans Tyrrhenische Meer. Würde nicht eine frische Brise von der endlosen Wasserfläche heraufwehen, müsste wohl eine sommerliche Hitze herrschen, denn herrlich strahlt die Sonne aus einem azurblauen Himmel nieder, und „Arbalète“ hat mit ihrem langen Schweif eifrig die Fliegen und Mücken zu scheuchen, die hier noch in Schwärmen ihr seidenweiches Fell attackieren.

Wir verlassen die grosse Strasse und gehen direkt hinüber an den Strand, in einem kleinen Kurort, Ladispoli, Nachtquartier zu nehmen. Im kleinen, blitzsauberen Hotel, das inmitten eines schönen Gartens mit mächtigen Palmen steht, sind wir die einzigen Gäste. Ladispoli hat keinen einzigen Stall, aber wieder steht eine alte Grossmutter am Herd und weiss Rat. Der Wirt, ihr Sohn, ein beliebter Mann in gewissen Jahren, muss auf ihr Geheiss die Garage, die bereits voller Gartenmöbel steht, ausräumen. Natürlich helfen wir ihm dabei. Dann radeln wir zusammen nach einem entfernten Bauernhof, und ich wundere mich, wie er mit seinen wohl zweihundertfünfzig Pfund Gewicht dahinflitzt, dass ich mit dem schweren Militärrad kaum zu folgen vermag. Stroh und Heu will der Bauer herbeischaffen; wie wir

später beim Nachessen sitzen, rückt er an mit einem weispännigen Fuder, das für eine Batteriebespannung reichen würde. Wir bedauern, nur einen kleinen Teil verwenden zu können und drücken ihm beschwichtigend über den geforderten Preis hinaus ein Trinkgeld in die Hand. Dann sitzen wir noch lange am Strand und schauen dem Spiel der Wellen zu und lauschen dem Rauschen der unermüdlichen Flut. Sanft säuselt der Wind und neigt die schlanken Palmenwedel, und über allem glitzern Millionen Sterne im tiefschwarzen Himmel.

Das Schiff

Civitavecchia ist eine alte Seefestung mit einem gewaltigen Kastell mit Mauern und Türmchen und Zinnen. Malerisch belebt sind abends seine alten Gassen und der grosse Platz, alles scheint zu promenieren, viele Seeoffiziere mit ihren Damen und Matrosen mit ihren schwarzlockigen Auserwählten und herumstehend eine eifrig schwatzende Zivilbevölkerung. Wir bummeln an den Hafen hinunter und können gleich der Abfahrt eines Meerdampfers beiwohnen. Schon hat die Sirene zum ersten Mal aufgeheult, und der kleine Schleppdampfer mit dem Lotsen ist vorgespannt. Die Landungstreppe wird durch einen flinken Matrosen gelöst, aber immer noch kommen Leute gerannt, etwa wie bei uns auf das letzte Zeitglockentram. Da heult es zum zweiten Mal, und nun ziehen eifrig Matrosen die Treppe hoch, die gewaltigen Ankertaue werden von den Pfosten gelöst, rasselnd geht an endloser Kette der Anker hoch, und langsam und majestätisch gleitet die schwimmende Stadt mit vielen hundert Lichtern aus dem Hafen und ist bald unsern Blicken um den fernen Leuchtturm herum entschwunden. Viele kleinere Dampfer und Segelschiffe liegen noch im Hafen, und wir haben Gelegenheit, einen Kohlenbunker zu besichtigen, in welchen eben Holzkohlen nach Sizilien verfrachtet werden, welche viele Maultierkarren auf den Kai schleppen. Diese kleinen Segel-Lastschiffe haben nur vier bis sechs Mann Besatzung, die auf solcher Nusschale ihr anspruchsloses Leben führen. Ein kleiner Verschlag dient als Lager mit einigen Pritschen, und wie wir ihn mit unserer Taschenlampe ableuchten, flüchten zwei riesige Ratten den Wänden nach in ihre Schlupfwinkel. Hier wird auch das spärliche Mahl, meist Polenta, zubereitet. Nie wissen diese Seebären, wie lange ihre Reise dauert, denn sie segeln nach alter Sitte mit der billigsten Kraft, dem Wind. Eine Reise nach Sizilien kann drei Tage, oft aber auch drei Wochen dauern, wenn bei Windstille ein solcher Kasten tagelang unbeweglich auf der spiegelglatten See liegt. Dann spielen die gebräunten, wetterharten Gesellen im Schatten des Segels Karten oder sonnen sich auf dem Verdeck und lassen die Wellen und die endlose Zeit vorüberrauschen.

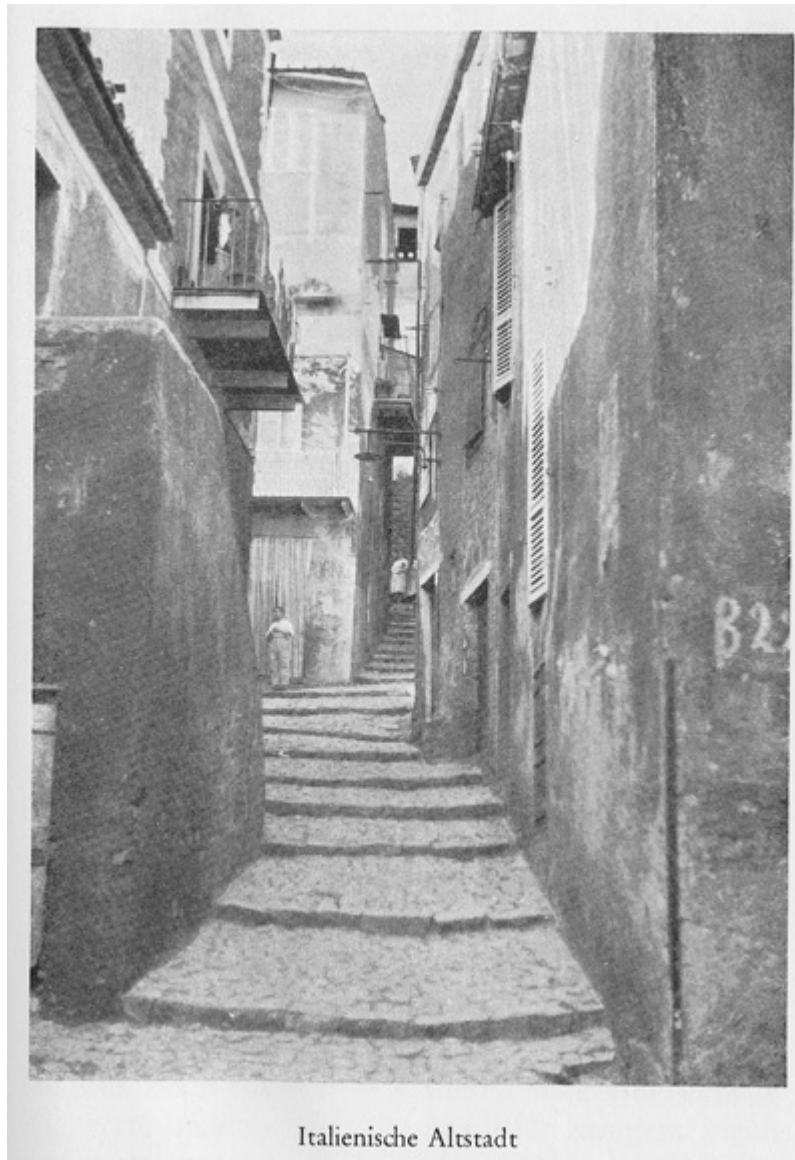
Die Düne

Wir ziehen über die herrlichen, blumenbesäten Schafweiden der Toskana. Die Strasse sieht uns selten. Zum ersten Mal findet „Arbalète“ auf dieser Reise vorzügliches Gelände. Sanft wellen sich die Hügel, es ist ein herrliches Traben, und streifen wir nach langem wieder einmal kurz die Strasse, haben wir erstaunlich viele Kilometersteine gewonnen. Nach Ortebello führt die grosse Strasse landeinwärts nach Grossetto, wir aber stossen hinunter an den Strand. Ich reite über endlose Sanddünen direkt am Meer, während sich mein Train auf schmalem, holperigem Strässchen vorwärts kämpft. Endlos weitet sich das Tyrrhenische Meer und vermählt sich in sagenhafter Ferne mit dem blauen Himmel. Wenn „Arbalète“ in flottem Jagdgalopp dahinfliegt, stiebt der Dünensand, und oft scheucht sie viele tausend Möven und andere Seevögel, die mit raschem Flügelschlag über den Wassern das Weite suchen. Dann wieder geht's durch herrliche Pinienwälder. Bis weit hinein hat der Seewind den Sand getragen, und der Boden ist weich, und mein Rappe bedarf keiner Aufmunterung, immer will er traben, und ich habe gegen sein rasches Vorwärtstreben nichts einzuwenden. Beim verlassenen Seebadeort von San Rocco, dessen Badehäuschen geschlossen am weichen Strand sich reihen, finde ich nach langem meinen Train wieder, und Kanonier Rettenmund ist froh, wie ich vom Strand her auftauche. Denn hier hört plötzlich jeder Weg auf, er ist richtig in den Sanddünen steckengeblieben. Da ist guter Rat teuer. Zurück wollen wir nicht, und vorwärts kommen wir nicht. Ich mache mich auf Rekognoszierung durch einen weiten Pinienwald. Endlich finde ich ein kleines Strässchen in der Richtung auf Castiglione di Pescaja. Umgewendet und zurückgaloppiert zum Train. Die Nacht bricht herein. Ich reite voraus, dann warte ich lange, ob mein Kanonier nicht nachkommt. Wie mir das Warten zu lange dauert, reite ich zurück, da sitzt er am Bord und versucht beim Mondschein und mit Hilfe der kleinen Taschenlampe zu flicken. Langwierige Sache. Also auf der Felge weiter. Oft ist das Strässchen zum Überfluss von hohen Sandwächten überweht, wie bei uns im Winter die Bergstrassen mit Schnee. Dann spanne ich mich ans Seil, und ruckweise geht's durch. So erreichen wir in später Nacht Castiglione di Pescaja.

Der Rebell

Gleich nach uns langt noch ein Fuhrmann vor dem Stall unterhalb der gewaltigen Stadtmauer an. Er hat drei Maultiere mit mächtigen Packsätteln. Ich will das eine freundschaftlich streicheln, da schlägt es heftig aus und meinem Kanonier haarscharf am Kopf vorbei. Dieses Maultier ist ein Rebell. Der Fuhrmann hat vor ihm Angst und Respekt. Nie tritt er direkt hinzu, sondern stets unter dem Hals eines der andern Maultiere durch. Dem haue er keines über, erklärt der Mann. Wenn man das Tier nur berühre, schlage es alles kurz und klein. Er treibe stets die beiden andern, geduldigeren Maultiere an. Zum

Ausschirren bindet er ihm seinen Rock über den Kopf. Die zwei Nebentiere dienen ihm als Prellböcke und Schanzen. Geht's nicht auch im Leben der Menschen und Staaten oft so? Wenn einer kräftig zurückhaut, wird er in Ruhe gelassen, die Schläge bekommen die Sanftmütigen und Geduldigen ab in dieser Welt. Am nächsten Tag ziehen wir weiter, nachdem Rettenmund seinen Anhänger in Ordnung gestellt hat, und bald dem herrlichen, sonnenstrahlenden Golf von Fellonica entlang. Wie ich am Fusse eines Berges in einem Walde warte und „Arbalète" in einer Lichtung grast, schnaubt sie plötzlich, und aus dem Wald bricht ein Rudel schwarzer, riesiger Sauen mit einigen Dutzend quiekender Ferkel. Wie sie den schnaubenden Rappen sichten, bleiben sie wie angewurzelt stehen, grunzen, machen dann eilig kehrt, und im Nu ist die ganze Herde riesiger Schinken wieder im Gebüsch verschwunden.



Italienische Altstadt

Gute Vorsätze

Rettenmund nimmt sich wieder einmal vor, nicht mehr zu rauchen. Die Zigaretten der italienischen Regie passen ihm nicht; das viele Geld, das sie kosten, reut ihn. Mir geht es ähnlich. So fassen wir gute Vorsätze. Einen ganzen Vormittag halten wir durch. Nach dem Spaghetti-Mittagessen meint Rettenmund, man sollte keine Sache übertreiben. Grad auf einmal könne man eine alte Gewohnheit nicht abbrechen, er glaube zudem, das sei schädlich. Er habe einmal gehört, Rauchen beruhige die Nerven. Und wenn man nicht rauche, habe man mehr Durst, und das koste auch Geld. Zu viel Wassertrinken sei nicht gesund, man könne sich davon sogar den Tod holen. Ich durchschaue natürlich seine Argumente, gerade stichhaltig scheinen sie mir nicht zu sein. So kommen wir überein, langsam abzubauen. Wir wollen nur noch nach den Mahlzeiten je eine einzige Zigarette unserm Laster zum Opfer bringen. Nach der verhängnisvollen Ausrede im Märchen, einmal sei keinmal. Also erstehen wir für jeden ein Päckchen und geniessen in bedächtigen Zügen die einzige. Rettenmund so lange, dass er sich Daumen und Zeigefinger verbrennt. Beim Abendessen sei Kontrolle. Jeder müsse noch neunzehn Zigaretten vorweisen können, sonst gebe es Busse, je zwanzig Centesimi für jede zu viel gerauchte.

Während ich mit „Arbalète" durch die Landschaft trabe, kämpfe ich mit Ausdauer und Beharrlichkeit gegen das Verlangen, eine feine, schlanke, aromatische Zigarette aus der Tasche zu ziehen. Aber ich bleibe fest. Bis ich bei einem kurzen Marschhalt mit einem Wegknecht ins Plaudern komme. Ganz gewohnheitsgemäss biete ich ihm eine Zigarette an und stecke mir selbst eine. Und erst beim Weiterreiten erinnere ich mich unserer Abmachung. Aus lauter Wut rauche ich weiter, finde, dass die Zeit dabei angenehm vergeht, dass die Mückenschwärme dem Rauch ausweichen, dass also sogar „Arbalète" Nutzniesserin meiner Übertretung ist. Was tut man nicht alles für sein Pferd!

Wie wir nach dem Nachtessen unsere Päckchen hervorziehen, sind beide arg zusammengeschrumpft. In Rettenmunds Hülle schaukeln höchstens noch drei Stück. Er stellt mit Genugtuung fest, dass er nicht allein wider die vereinbarte Abstinenz gesündigt hat. Überhaupt sei es blöde, sich solchen Zwang anzutun. Ihn hätte es einfach übermannt, wie er zur Rast am Wegbord gesessen sei. Für wen denn der Herrgott den Tabak wachsen lasse? Dies scheint mir allerdings ein triftiger Grund. Mit solch gewichtigem Argument kann man alle Sparsamkeitsprediger erschlagen.

Toskana

Die Blonde von Livorno

Die grosse Stadt Livorno mit ihren prächtigen Kais und ihren weiten öffentlichen Gärten und Promenaden, bestanden mit riesigen Palmen, erreichen wir am späten Nachmittag, haben bald Stallung und ein gutes Hotel gefunden. Meinem Kanonier allerdings passen solche Unterkünfte meistens nicht. Hauptsächlich wegen des Frühstücks nicht. Die romanischen Völker legen kein Gewicht auf ein ausgiebiges Morgenessen. Das hat schon Korporal Pfeuti in Frankreich erfahren. In irgendeiner Bar wird stehend ein Glas schwarzer Kaffee, stark mit Zucker gesüsst, hinuntergestürzt, und das muss vorhalten bis Mittag. In den Hotels scheinen die Kaffeekännchen einer Puppenstube entronnen zu sein. So lasse ich Rettenmund freie Hand, sich in irgendeiner kleinen Schenke zu bestellen, was ihm passt. Dann befiehlt er am Vorabend einen Liter Milch, und früh zieht er triumphierend mit seiner Büchse Talismalt unterm Arm von dannen, mitleidig einen Blick in den Speisesaal werfend und verächtlich die Nippsachen auf riesigen, weissen Tischtüchern musternd.

Nach dem Nachtessen habe ich noch zu schreiben. Das Licht im Zimmer ist ungeeignet. So melde ich mich mit meiner Portable unten, und die hübsche, blonde Hotelsekretärin ist sofort einverstanden, dass ich mich zu meiner Arbeit in ihrem geräumigen Bureau heimisch mache. Ich revanchiere mich mit Pralines aus einer nahen Konditorei und Zigaretten. Sie ist froh, Gesellschaft zu haben, denn erst um ein Uhr wird sie durch den Portier abgelöst.

Während ich an Zeitungsberichten klimpere, empfängt sie die Gäste und schreibt ihre Namen nach Pässen und Ausweiskarten in die Kontrolle. Gegen zehn Uhr wird's stiller, und die Signorina bionda kämpft mit dem Schlaf. Sie nickt oft ein und schrickt dann plötzlich zusammen. Ich anerbiete ihr meine Stellvertretung, ein bisschen Hotelsekretärspielen dürfte keine allzu schwere Rolle sein. Nach kurzem Zögern ist sie einverstanden und übergibt mir die Kontrolle. Noch drei Zimmer sind frei, eines zu zwei Betten und zwei zu einem Bett. Sie notiert mit Bleistift die Preise und legt sich dann im Hintergrund aufs Kanapee. Fürsorglich schleppe ich aus dem Vestibül eine spanische Wand herbei und einen kleiderbehangenen Garderobeständer als Kulisse. Der Mantel irgendeines bereits zur Ruhe gegangenen Gastes dient mir, sie zuzudecken. Bald schläft sie tief und friedlich, und ich bin zum Hotelsekretär ohne festes Gehalt aufgerückt. Die Sache werden wir schon deichseln.

Ein Commis voyageur erscheint, ich schreibe ihn ein, er fragt erstaunlich viel, und ich weiss erstaunlich wenig. Nicht einmal, wo sein Zimmer liegt. Im zweiten oder dritten Stock, wenn nicht links, dann rechts. Er wundert sich, was dieses Hotel für einen gestiefelten Trottel als Sekretär hat, und geht kopfschüttelnd, seine „camera“ aufzusuchen. Nun gibt's Ruh', denke ich; aber kaum habe ich zwei Zeilen durchgeklimpert, erscheint ein Pärchen.

Die Illegitimität dieses traulichen Verhältnisses geht, schon aus der wortreichen Zuvorkommenheit hervor, mit welcher er um seine Signora, die nach Recht und Buchstaben noch eine Signorina sein soll, herumtanzt. Ausgediente Ehekapitäne haben selten mehr so liebenswürdige Manieren. Dieser da scheint ein feiner Paprika zu sein, möchte gerne zwei Zimmer nebeneinander, wenn möglich mit Durchgangstüre. Ich habe noch ein Zimmer mit zwei Betten, aber wenn schon, dann schon! So erkläre ich bedauernd, es sei nur noch eine „camera“ mit einem Bett vorhanden. Der Paprika ist sofort einverstanden, sein Verhältnis ist weniger erbaut. Aber schliesslich glaubt sie mir, wie ich versichere, das Bett sei so breit, dabei beide Arme weit ausstreckend, obschon ich mein Lebtage diese Kiste nie gesehen habe. So ziehen sie mit ihrem Handkofferchen zwei Treppen höher. Bald ist auch das letzte Zimmer zu zwei Betten weg, ein alter Händler nimmt's. Erst will er noch am Preise markten, denn wozu brauche er zwei Betten. Man könnte nie wissen, erwidere ich, und im letzten Viertel vor Mitternacht gebe es wirklich nichts mehr zu feilschen. Nun wäre also ausverkauft, und ich will meine Ruhe haben. Ich hänge einen Zettel vor die Türe mit der Aufschrift: „Tutte le camere sono occupate.“ Dann schiebe ich den Riegel vor. Aber kaum bin ich fünf Minuten hinter der Maschine, so läutet's, und wie ich nicht reagiere, klopft's sehr energisch und anhaltend. Scheint ein beharrlicher Kerl zu sein oder ein Analphabet. Also nachsehen! Vor der Türe stehen in ihrer schmucken, an die Zeit der Befreiungskriege erinnernden Uniform zwei Carabinieri! Hotelkontrolle! Nun hat's geschellt! Sie betrachten mich verwundert, und der eine mit den tiefschwarzen Augen fragt nach der Signorina bionda. Der kommt mir eben recht! Das würde dem so passen! Habe Zahnschmerzen, schwinde ich, was er mit vielen Worten bedauert. Ich schiebe ihnen die Kontrolle und die ausgefüllten Meldezettel hin, und sie vergleichen. Wenn sie nur nicht viel fragen oder gar über meinen illegitimen Paprika stolpern. Aber sie stossen sich nur am Namen meines Kanoniers. Ob das ein Tscheche sei oder ein Slave, dieser „Retmut“? „Ein Svizzero tedesco“, erkläre ich abwinkend und atme auf, wie sie die Angelegenheit in Ordnung finden und mit dem römischen Gruss karabinerumgehängt von dannen ziehen. Nun gibt's einige Ruhe, und Punkt ein Uhr erscheint der Portier und ist seinerseits höchst erstaunt. Wir wecken die Signorina bionda, und auf mein Geheiss holt der Portier noch eine Flasche Nostrano, meine glücklich abgelaufene Sekretärschaft lachend zu begiessen.

Die Stadt der Künstler

Von Livorno weg geht's landeinwärts durch herrliche Pinienwälder, über weite Grassteppen hinüber nach dem alten Pisa. Wenn man irgendwo in der Welt seinen Namen hört, denkt man an den schiefen Turm. Doch gibt's noch andere Sehenswürdigkeiten ohne Zahl ausser diesem sonderlichen Glockenturm. Da ist gleich nebenan der romanische Dom von seltener

architektonischer Pracht, das Baptisterium und anschliessend der schönste Campo Santo Italiens. Alle diese Bauten und die Grabmäler aus hellem, carrarischem Marmor. Und um diesen stillen Winkel abseits des Stadtlärms, umschlossen von gewaltigen, alten Stadtmauern mit Zinnen und Toren, weite Rasenplätze, auf welchen fröhliche Kinder sich tummeln.

Nach kurzem Mittagsaufenthalt und einer Stunde der Besichtigung ziehen wir weiter nach Pietrasanta, der Stadt der Künstler. Hier werden die groben Klötze aus den nahen Marmorbrüchen von Carrara unter Hammer und Meissel, Steinsäge und Feile erster Bildhauer zu herrlichen Monumenten und Statuen geformt. Wenn man durch die weiten Hallen solcher Ateliers schreitet, möchte man über ein dickes Scheckbuch verfügen, möglichst vieles zu erwerben. Wir aber müssen uns begnügen, einige kleinere Andenken zu kaufen und auf unserm Fourgon zu verstauen, dessen Gewicht dadurch auf insgesamt hundertsechzig Kilogramm steigt.

Der Wirt

Ein Tagesritt über Avenza nach dem Kriegshafen von Spezia. Rettenmund möchte auf eigene Faust am Hafen rekognoszieren und eine der vor Anker liegenden schwimmenden Festungen besichtigen. Er kehrt aber höchst enttäuscht ins Hotel zurück, schildwache-stehende Matrosen haben ihn mit gefällttem Bajonett zurückgewiesen.

Steil führt die Strasse am nächsten Tag bergan in vielen Kehren zwischen prächtigen Villen, und wir beschaffen uns für den Train sonderlichen Vorspann. Vier Schuljungen spannen sich ans Seil, und Rettenmund muss lange Beine hergeben, um nachzukommen, so flink geht's bergwärts. Und wie ich oben jedem der Bengel ein 50-Centesimi-Stück in die Hand drücke, tollten sie jauchzend wieder bergab.

Die meisten Apenninenpässe sind mühsamer, als ihre Höhenziffer vermuten lässt. Auch dieser Pass von Bracco mit seinen 700 Metern über Meer. Der Anstieg beginnt meist auf Meereshöhe, dann geht's einige Male auf ansehnliche Ziffern von 300 und 400 hinauf, wieder ganz hinunter, bevor der eigentliche Pass wieder von der tiefen Talsohle aus zu nehmen ist. Rettenmund hat sich den letzten Niederstieg zunutze gemacht und ist mit seinem schweren Train in halsbrecherischer Schussfahrt viele Kilometer voraus, während ich alle talwärts führenden Strassen zu Fuss neben „Arbalète“ her schreite. Ich rechne allerdings damit, ihn bergan bereits in den ersten Kehren wieder einzuholen, bin aber höchst verwundert und zuletzt gar etwas besorgt, wie ich höher in eiligem Schritt und Trab vorwärts strebe und nichts von der Trainkolonne sichte. Schon will ich umkehren, obschon ein Überholen ohne Sichtung fast ausgeschlossen erscheinen muss. Da, wie ich eben um eine Kehre trabe, bietet sich mir des Rätsels Lösung. Bergan pustet mit schwerer 20-Tonnen-

Ladung ein Lastwagenzug. Und am Anhänger hat sich mein Kanonier mit dem gesamten Train angeseilt.

Wie ich die Passhöhe erreiche, ist's schon finstere Nacht. Durch einen Bergwald geht's acht Kilometer dem Hang nach und dann noch leicht bergab zum Passhotel, wenn wir diese Pinte so nennen dürfen. Doch wir werden gastfreundlich wie immer aufgenommen, und wie ich „Arbalète“ mit Futter versorgt habe, rückt auch der Train an. Der Wirt gefällt uns ganz besonders gut. Er könnte einer Operette von Kalman entronnen sein. Wir schätzen ihn auf zweihundertfünfzig Pfund Gewicht, etwas schlampig die Hose unter einem Ledergurt, über welchen seine Beleiðtheit vorquellt, aufgedunsenes Gesicht mit typischem „naso di Barbera“, darunter hängender Seehundsschnauz, kleine Schweinsäuglein unter schläfrigen Lidern, ein Dutzend allerletzte, glatt gestrichene Haare sorgfältig von links nach rechts über die polierte Glatze gelotst, aber sonst ein lieber, gemütlicher Kerl, der die Welt in Ruhe lässt, um selbst Ruhe zu haben. Die personifizierte Abrüstungskonferenz.

Der frühe Morgen entrollt uns ein prächtiges Panorama, denn die Pinte unseres Wirtes liegt auf überragender Höhe. Weit schweift der Blick über die grünen Halden mit kleinen Dörfchen und Kirchlein, wie Kinderspielzeug anzusehen, und dann hinaus aufs unendliche Meer. Im Weinberg am Hang entzünde ich aus dürrem Astholz ein Feuerlein, dieweil Rettenmund den Rappen mit Striegel und Bürste blitzblank macht. Hier ist gut sein, und man möchte sich wohl Hütten bauen. Aber unsere Pflicht ruft zum Wandern. Unser Wirt schüttelt uns mit beiden Händen die Rechte, und wir müssen versprechen, mal wiederzukommen; dann geht's bergab, und noch lange winken wir zurück, denn er hat sich mit einer Serviette vor die Tür gestellt und schwenkt sie abschiednehmend hin und her. Es gibt doch überall nette Kerle in der Welt!

Ligurien

Der Garten Eden

Der Küste entlang über Chiavari nach Rapallo. Wir wollen gleich durch und bis nach Genua. Da die Strasse wieder ansteigt, lasse ich „Arbalète“ freien Lauf und spanne mich vor den Train. In Italien finden die Rosse und Maultiere und Esel selbst den Weg und bewegen sich vorschriftsgemäss rechts der Strasse, während der Fuhrmann sich irgendwie auf dem Wagen zurechtgebettet hat und schläft. „Arbalète“ will es ihren italienischen Kameraden gleich tun, versteht es aber nicht so recht. Sie geht immer hübsch mitten auf der Strasse, alles Tuten der Automobile, die sich ganz rechts vorbeidrücken, schreckt sie nicht. Auch einem gewaltigen Lastwagenzug weicht sie nicht um Hufesbreite beiseite, so dass er anhalten muss, um sie vorbeimarschieren zu lassen. Wir sind meist zu weit zurück, um einzugreifen. Und wie sie um die sechste Kehre schwenkt, hören wir plötzlich von der Mauer eines der erhöhten, prächtigen Gärten herab eine Männerstimme: „Chum lue, chum lue, Juliane, da chunnt bigott d'Arbalète!“ Rettenmund ist durch die heimatlichen Klänge so überrascht, dass er vor freudigem Schreck in den tiefen Strassengraben fährt. Es gibt einen Knacks, die Verbindungsstange zum Rad ist entzwei.

Nun müssen wir wohl oder übel halt machen und werden gleich über Sonntag in die schlossartige Villa Andreae, der schönsten eine an der italienischen Riviera, eingeladen. Sie gehört dem deutschen Konsul Andreae; sein Neffe und dessen Schwester Juliane sind gebürtige Luzerner. Wir bleiben über Sonntag. Ein Fasanenessen im Schloss des Konsuls, zwei gemütliche Abendsitze im Villino, die sich beim flackernden Kaminfeuer bis zum dämmernden Morgen ausdehnen, Spaziergänge im mächtigen Park von geradezu paradiesischer Pracht; merkwürdig schnell sind diese zwei Tage vorbei, die Erinnerung daran aber wird noch lange in uns haften bleiben. Konsul Andreae ist passionierter Botaniker. Die schönsten Spielarten von mächtigen Palmen von der Phönix bis zur Cordilina, riesige Agaven, Oliven, Zedern vom Libanon, Mimosen, Judasbäume, Steineichen, Eukalypten, dann Orangen-, Zitronen-, Mandarinen-, Grapefruite-Bäume voll goldener Früchte, blutrote Hebridenäpfel, Blumen aller Himmelsstriche von märchenhafter Pracht und Spiel der Farben, Kakteen aller Grössen und Abarten, Rosen in verschwenderischer Fülle — ein Garten Eden!

Die Teresina

Während ich mit Frau Juliane durch den endlosen Park streife, treulich gefolgt von ihren beiden Jagdhunden, hat sich mein Kanonier mit Erlaubnis der Signora in der Küche des Villino einquartiert. Oben im Schloss amtet ein alter Koch, im Villino aber die glutäugige

Teresina. Sie ist von nicht geringer Schönheit, Vollblutitalienerin mit tiefschwarzem Haar. Gerade tausend Wochen alt sei sie, erklärt mir Rettenmund einige Tage später, wie wir schon gegen Novara hinaufziehen, das hätten sie mangels anderweitiger Verständigungsmöglichkeiten an den Fingern abgezählt. Seine soliden Berner Grundsätze — so was gibt es doch? — scheinen gehörig ins Wanken zu geraten. Die Teresina tischt ihm auf und hat auch mein Kanonier — wie wir bereits wissen — einen gar gesegneten Appetit, so wird er doch all der Herrlichkeiten, die sich auf dem Küchentisch vor ihm türmen, kaum Meister. Zum ersten Mal bedauert er aufrichtig seine mangelnden Sprachkenntnisse, denn natürlich versteht auch die Teresina kein Wort von seinem „tedesco“. So sitzen sie stumm und, wie wir zuversichtlich hoffen wollen, auf genügende Distanz zwei Abende und wohl auch zuweilen untertags am Küchentisch sich gegenüber. Die gastfreundliche Teresina holt droben im Schloss deutsche Modejournale, um ihrem redseligen Galan Unterhaltung zu verschaffen. Und aus Dankbarkeit hilft er ihr trotz Protest beim Abwaschen. Im übrigen glaube ich, mein Kanonier würde bei längerem Aufenthalt, als er uns leider beschieden war, seine italienischen Sprachkenntnisse mächtig erweitert haben. Soll doch die Liebe — auch solch platonische Liebe zu einer glutäugigen Teresina — die beste Sprachlehrmeisterin sein. Denn wo ein Wille ist, soll bekanntlich auch ein Weg sich finden.

Dies denkt wohl auch ein braver „cocchiere“, der drunten auf der Piazza mit seinem Fiaker hält. Wie er zufällig vernimmt, ich sei der Mann von der „cavalcata Svizzera“, läuft er mir auf der Promenade nach und bringt mit einiger Verlegenheit ein Begehren an, über welches ich nicht wenig lachen muss. Winters geht er gewöhnlich in Saison nach Sankt Moritz. Von daher knüpfen sich zarte Bande an eine bündnerische Pia im Oberengadin, wie zwei Briefchen auf rosa Papier beweisen, die er mir vorweist mit der Bitte, der Signore möge so freundlich sein und sie übersetzen und dann auch gleich beantworten. Und während ich sie auf einer Promenadenbank durchlese, holt er eifertig in einer nahen Papeterie einen besonders schönen, hellblauen und seitlich ziervoll ausgefranst Briefbogen mit dito Briefumschlag. So spiele ich den Liebesbriefsteller, während der verliebte „cocchiere“ mir dankbar über die Achseln guckt, nachdem er mir erklärt, der Signore werde schon wissen, was man etwa so schreibe. Ich habe meine helle Freude daran und lege so viel südliche Glut hinein, dass sich die Engadiner Pia ordentlich wundern wird. Zum Dank dafür will es der gute „cocchiere“ nicht anders, als dass ich meine Hilfe durch eine Freifahrt in seinem Fiaker rund ums Städtchen lohnen lasse. So setze ich mich denn in den Fond des Korbes, und Rettenmund ist höchst erstaunt, wie er mich mitten im Städtchen eilig vorüberflitzen sieht.

Vor unserm Wegreiten verfüge ich mich rasch in die Küche, der Teresina ein wohlverdientes Trinkgeld in die Hand zu drücken. Und drei Monate später, wie wir uns am Thunersee treffen, erzählt mir Frau Juliane lachend, die Teresina sei nach unserer Abreise mit dem Geld auf der Hand zu ihr gekommen und habe ihr höchst verwundert berichtet, der

Signore habe ihr das Frühstück bezahlt! Da hatte ich also meinen richtigen „faux pas“ weg, ist es doch weder in Italien noch in Frankreich üblich, in Privathäusern an die Dienstboten Trinkgelder zu verabfolgen.

Der Blick

Im Villino Andreae, bei Herrn Baumgarten, dem Neffen des Konsuls, haben wir auch die Bekanntschaft einer jungen Dame aus Chile gemacht. Sie geriet ganz aus dem Häuschen, als sie hörte, wir hätten ein Pferd bei uns, denn in Chile war sie täglich viele Stunden im Sattel. So lud ich sie ein, uns beim Abritt auf „Arbalètes“ Rücken ein Stück weit zu begleiten. Und richtig, wie wir am frühen Morgen zum Stall kommen, ist sie schon im Reitdress da. Bis zum Villino hinauf reitet sie auf meinem Rappen. Dann nehmen wir von unsern freundlichen Gastgebern herzlich Abschied. „Auf Wiedersehen!“ — wie leicht und konventionell sagt sich das, und wie oft haben wir das in Frankreich und jetzt in Italien zu lieben, neuen Bekannten gesagt und wissen doch, dass es voraussichtlich in den meisten Fällen kein Wiedersehen mehr gibt. Man ist gleichsam im Traum in fremde Sphären getreten, hat sich gut unterhalten und feststellen können, wie viele gemeinsame Interessen und Gedanken man mit gestern noch fremden Menschen hatte, man dachte gar nicht daran, dass diese Begegnung nur eine einmalige sei, und würde es ganz gut finden, wenn das Schicksal die Fäden weiterspinnen möchte. Und dann kommt die Abschiedsstunde, und man sagt sich gleichsam eine Notlüge, indem man sich das Wiedersehen wünscht. Denn jedes tritt in seinen engern oder engsten Kreis und in den Alltag zurück, und ganz langsam ziehen die Nebel des Vergessens über solche Reisebekanntschaften, und wenn man viele Jahre später ein Bild oder einen Brief wiederfindet, wie unendlich fern und traumhaft erscheint uns alles! Und doch sagte man sich mit aller Selbstverständlichkeit „Auf Wiedersehen!“ „Andre Städtchen — andre Mädchen!“ sangen die Wanderburschen und warfen mit einem Jauchzer den Hut in die Luft, aber jedermanns Sache ist solch leichtfertiger Trost nicht.

Lange steigt die Strasse bergan, und immer mehr weitet sich der Blick auf die Bucht und die Landzunge von Santa Margherita. Die nahen Berge, welche die Nordwinde abhalten, und das Meer geben der Bucht von Rapallo ein gleichmässig südlich warmes Klima, das ungefähr demjenigen Neapels entspricht. Deshalb auch die herrliche Vegetation und das Gedeihen tropischer Pflanzen, welche die Gärten Rapallos und Portofinos und der italienischen Riviera überhaupt zu einem Dorado machen.

Wie wir durch die engen Strassen der Stadt Nervi ziehen, werden wir wieder von Landsleuten begrüsst. Hotelier Zangger und Frau erkennen — nicht uns, sondern wiederum „Arbalète“; sie möchten uns gerne nach ihrem Hotel einladen, aber wir haben den Drang

nach vorwärts und wollen absolut noch nach Genua hinein. Wollten wir allen freundlichen Einladungen Folge leisten, würden wir frühestens zu Ostern wieder ins Schweizerland einziehen. In Genua finden wir einen kleinen Stall unten am Hafen, ziemlich entfernt von unserm Hotel; Rettenmund hat mit seinem Rade mehrmals täglich hin und her zu fahren. Einen Tag wollen wir der Besichtigung von Stadt und Hafen widmen, bevor wir weiter heimwärts ziehen.

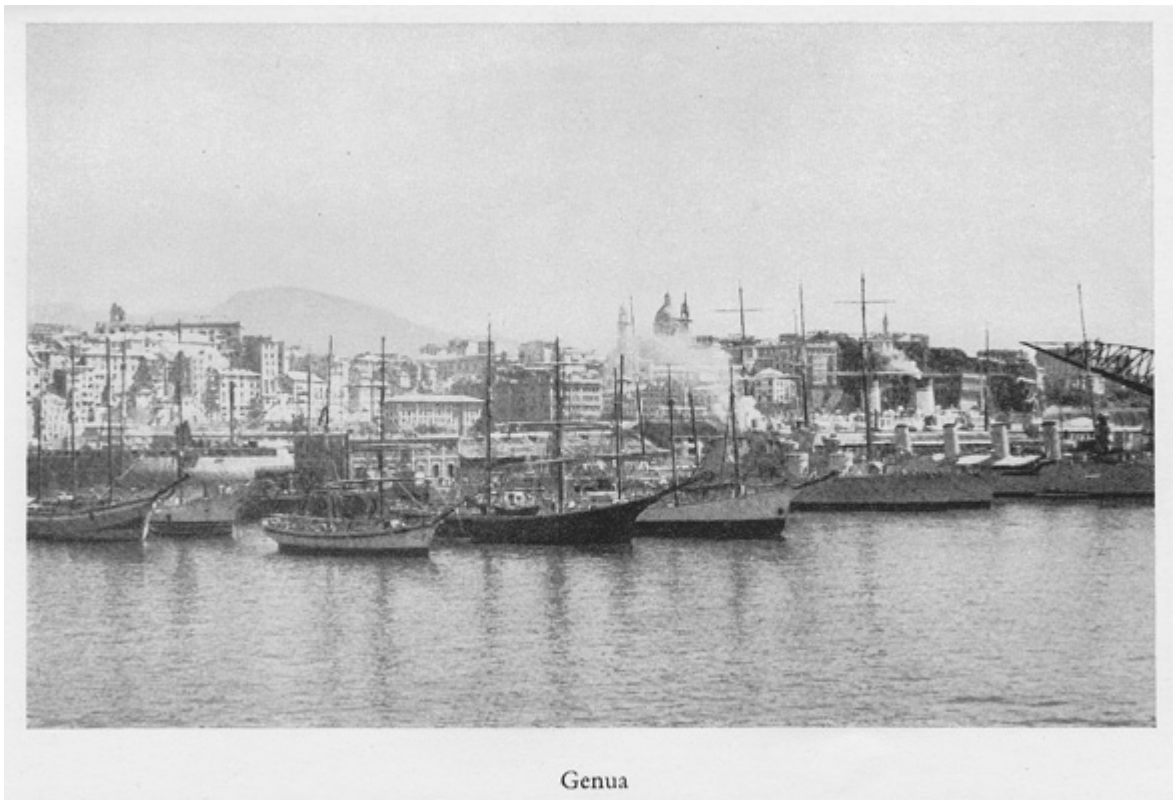
Enge Gassen

Genua muss im Verlaufe eines Jahrzehnts sein Antlitz, wie vom Stabe eines mächtigen Zauberers berührt, gewandelt haben. Ganze Quartiere, die in engen, dumpfen Gassen Elendswohnungen bargen, wurden niedergelegt, und an ihrer Stelle dehnen sich heute weite Rasenflächen oder moderne, riesige weissfrontige Häuserblöcke. Zwei mächtige Unterführungstunnels verbinden das Zentrum mit den neuen Quartieren; einer dieser Tunnel trägt den Namen des Entdeckers Amerikas, Christoph Kolumbus. Seit Jahrhunderten streiten sich die Genuesen mit den Spaniern um die wirkliche Abstammung ihres berühmten Mitbürgers.

Auch heute sind noch Teile Alt-Genuas erhalten, und wenn man nahe der Hauptpost seitab geht, gerät man in ein Gewirr enger und engster Gassen, in welche nie ein Sonnenstrahl sich verirrt. Oft kann man mit ausgestreckten Armen die beiden Hausfronten berühren, und die Dachgiebel schichten sich oben übereinander, dass das Auge auch nicht das kleinste Stückchen blauen Himmel zu erhaschen vermag. Dann gibt es auch noch den malerischen Anblick von Wäscheleinen, von Haus zu Haus über die Gasse gespannt und den letzten Rest von Tageslicht mindernd, der in diese Verliesse eines beängstigend engen Verkehrs fallen möchte.

So hätten wird denn auch dieses Genua besichtigt, flüchtig, wie es ein kurzer Rasttag gestattet. Auch diese grösste Hafenstadt Italiens leidet unter der Krise, der Umschlag an Gütern sei mächtig zurückgegangen, erzählen uns die Einheimischen. Wir merken von diesem Rückgang nichts, aber uns fehlen alle Vergleichsmöglichkeiten. Der Verkehr an Transportwagen aller Art von und nach dem Hafen scheint uns gewaltig, dies besonders, wie wir aus der Stadt, die sich unendlich lang am Golfe dehnt, hinauszukommen trachten und im Strom des riesigen Verkehrs auf der Hafenstrasse förmlich mitschwimmen. Mit „Arbalete“, die unbekümmert um den Lärm ringsum voranschreitet, komme ich gut durch; weniger glückt dies meinem Kanonier mit dem Train. Plötzlich höre ich seine Stimme, und wie ich mich im Sattel umwende und zurückblicke, sehe ich unsern niedlichen Fourgon zusammengeknickt unter einem grossen Lastwagen. Schöne Bescherung! Sofort gibt es eine Verkehrsstockung und einen Menschauflauf, als wäre das grösste Unglück geschehen; die Polizei ist da und möchte protokollieren, und der Lastwagenchauffeur schaut

verlegen auf den angerichteten Schaden. Aber schliesslich trifft ihn keine zu grosse Schuld, denn solchen Lastwagen mit grossem Anhänger durch dieses Gedränge zu steuern, ist ein Kunststück für sich. So will ich nicht, dass er behelligt werde, und er atmet auf, wie ihn die Polizisten ziehen lassen. Unser Schaden ist bald geheilt, die Kosten sind nicht beträchtlich und kleiner als erwartet; unangenehmer ist der Zeitverlust von zwei kostbaren Stunden. Und dann sind wir herzlich froh, wie wir bei Sampierdarena nördlich abbiegen können, obschon wir auf eine von Lastwagen stark befahrene Strasse kommen, den von hier aus strahlt der Verkehr nach Oberitalien, vor allem nach Turin und Mailand.



Novara

Am Scheidewege

Rettenmund nimmt den Passo di Giovi von 472 Meter Meereshöhe, ich wähle für „Arbalète“ den dreihundert Meter höher führenden Passo la Bochetta, der steiler, aber direkter den letzten Ausläufer des Apennin, den wir nun so oft überquerten, meistert. Fast gleichzeitig treffen wir uns in Novi-Ligure. Von da geht's nach Alessandria und am folgenden Tage nach Novara, ein endlos langer Ritt.

Ein Ruhe- und Regentag in Novara. Wir haben auf unserer Reise in dieser vorgerückten Jahreszeit besonderes Glück. Mit zwei Ausnahmen fallen die spärlichen Regentage mit vorgesehenen Ruhehalten zusammen. Wir stehen hier am Scheidewege, haben uns schlüssig zu werden, ob wir hinauf nach Iselle und dort verladen wollen. Dann sind wir in knappen drei Tagen zu Hause. Dazu scheint auch das arg entblätterte Scheckbuch zu drängen. Doch vermag uns das Abenteuer eines Alpenüberstiegs knapp vor Weihnachten zu locken. Also gehe ich zum Auto Touring-Klub, mich wegen des Maloja- und Julierpasses zu erkundigen, ob sie wirklich passierbar seien. Ein alter Arzt, den ich zufällig beim gemeinsamen Mittagsmahl kennenlernte, begleitet mich. Dem Aussehen nach könnte es ein Professor aus den Meggendorfer Blättern sein. Schlapphut, zweiteiliger, dunkler Überwurfmantel, Schirm, den er mir trotz dankender Ablehnung vorsorglich über meinen wettergewohnten Hut und Poncho mit Mühe hält, Zwicker, lebhaftes Äuglein, Schnurrbart und Bocksbärtchen, das er stolz und immer wieder gedankenabwesend zwirbelt. Und wie ein Professor korrigiert er während des Gehens meine mangelhaften, italienischen Sprachkenntnisse, und ich muss wiederholen, was er mir nochmals vorsagt. Und wenn ich's endlich richtig hersage, belehrt er mich: „Parli più adagio, Signore“ — sprechen Sie langsamer —, und dann deutet er hierhin und dorthin: „Come si dice ciò in italiano?“ — Wie sagt man das italienisch? Ich komme mir vor wie der Quartaner vor dem Examen, der das Glück hat, den Professor zum Vater zu haben. Auf dem Bureau des Touringklubs wissen sie wenig und nichts. Die Nachrichten über Maloja und Julier datieren acht Tage zurück, und innert acht Tagen ist in unsern Alpen im Dezember allerlei möglich. Nun bin ich samt Professor und Regenschirm richtig am Scheideweg. Meinen Professor regt das mehr auf als mich, und er sagt dem Beamten durch den Schalter allerlei Liebenswürdigkeiten und erklärt ihm umständlich, dass ich zu Pferd über die Alpen wolle und dass dies ein Ereignis sei und seine Unwissenheit eine Schande. Bis es schliesslich dem Schalterbeamten auch zu bunt wird und er berechtigterweise fragt, ob denn der Automobilklub für die Pferde da sei. Da wendet ihm mein Professor entrüstet den Rücken und winkt mir, wie seinem Quartaner, zu folgen. Draussen, wie er mich sorgsam wieder unter dem Regenschirm hat, geht der Unmut über diesen Trottler von Beamten flutartig

weiter, und wie ich beschwichtigen will, fängt er gleich wieder an meiner Aussprache zu korrigieren an. Vor dem Justizpalast hält er an, im strömenden Regen doziert er über dieses altehrwürdige Gebäude und seine Geschichte. Derweil rinnt es in Bächlein auf seine rechte und meine linke Schulter, da uns der Regenschirm trotz seiner Grösse nicht ganz zu bedachen vermag. Im Weiterschreiten rechnet er mir vor, mindestens acht Tage müsse ich hier bleiben, er hätte Zeit, mich herumzuführen. Dankend muss ich ablehnen und verabschiede mich einige Strassen weiter recht herzlich von dem alten, liebenswürdigen Herrn, der mir im Gehen so lange zurückwinkt, dass er einer entrüsteten Signora auf den Fuss tritt.

Das Hasentreiben

Überall in Italien wird gejagt, und zwar herrscht das Patentsystem vor. Zwanzig Jäger auf einen Hasen. Solch einem gehetzten Lampe rette ich das Leben, und das muss ich kurz schildern.

Auf dem Tagesritt von Novara nach Como, wieder quer durch die Lombardei, nehmen wir wie schon oft getrennte Route. Rettenmund pedalt seinen Train der grossen Strasse nach, ich reite querfeldein oder über kleine Nebenwege und durch stille Dörfer abseits vom Verkehr. Und wie ich über ein Feld trabe, das beidseitig von Gebüsch umrahmt ist, sehe ich plötzlich einen flüchtigen Hasen aus dem Buschwerk linker Hand hinüberwechseln nach dem dreihundert Meter entfernten Busch rechts. Auf fünfzig Meter folgt ein kläffender Jagdhund. Ich setze „Arbalète“ in Galopp, im spitzen Winkel muss ich auf den Hund treffen, denn wir haben die gleiche Geschwindigkeit. Und richtig, ich schneide dem Hund die Fährte ab, er weicht vor dem Pferd aus, schlägt einen weiten Bogen. Inzwischen sehe ich Meister Lampe in der obern Gebüschecke eilig verschwinden. Ein Jäger bricht mit der Flinte aus dem Holz, fragt mich erregt nach dem Hasen. Ich weise nach der untern Gebüschecke, der Jäger muntert seinen Hund auf, ihm dorthin zu folgen, der Hund will richtigerweise nicht dorthin, sondern obenaus, aber schliesslich siegt die Autorität des Höhern, und beide rennen eilig über die Stoppeln nach der falschen Ecke. Ich aber lasse „Arbalète“ lange Zügel und wünsche dem geretteten Lampe weiterhin solch unverhofftes Glück in grausamer Zeit.

Endlos geht es durch die Ebene, über weite Felder, durch struppiges Gehölz, die Karte nützt mir nichts mehr. Ein Kompass wäre nützlicher. An einsamen Gehöften vorbei und selten durch ein kleines Dorf. In einer kleinen Trattoria stelle ich zu Mittag ein, und wie ich am Tische sitze, füllt sich die Wirtsstube mit Jägern, die seit dem frühen Morgen die Felder durchstreifen. Beute sehe ich keine. Frau Wirtin erklärt mir auf eine diesbezügliche Frage, die Jagd diene mehr der Geselligkeit. Mit Kameraden durch die lehmigen

Stoppelfelder streifen, jeder seinen Hund vor der Front, das Gewehr im Arm und dann müde zu einer Flasche Wein, das sei der Zweck.

Auch das Jägerlatein scheint noch nicht ausgestorben zu sein, nach der eifrig einsetzenden Diskussion zu schliessen. Jeder rühmt seine Flinte und vor allem seinen Hund. Sie demonstrieren mit Kommando die Folgsamkeit ihrer zahlreich unter den Wirtstischen liegenden Vierbeiner, etwa wie bei uns der Weyermatt-Chrigu mit seinem Bäri: „Chunsch füre oder bliibsch hunger, aber foughe muesch, du Hagu! Muesch wüsse, dass d'a Meischer hesch, du Million!"

Mich freut es aufrichtig, wie nach dem ersten Glas die Spielkarten aufrücken und sich die ganze Gesellschaft zu einem Jass oder dergleichen zusammensetzt. Für heute haben die angstgehetzten Langohrs wenigstens vor dieser wilden Jagd ihre Ruhe. Wie ich dem einen Vorstehhund einen Wurstzipfel gebe, habe ich auch schon die ganze Dutzendgesellschaft der Vierbeiner um mich versammelt, so sehr die Jasser sie schimpfend zurückrufen. Ich bitte sie, die Hunde gewähren zu lassen, bestelle noch drei Würste und Zipfel um Zipfel und Scheibe um Scheibe wird eifrig geschnappt, wobei ich Mühe habe, jedem das Seine zukommen zu lassen. Es hat auch unter dem Volk der Hunde verschiedene Temperamente und Charaktere, flinkere und bedächtigere, frechere und bescheidenere, und die letztern schimpft man bekanntlich — ganz wie bei uns — dumme Hunde.

Die Spieler betrachten höchst verwundert diese Abfütterung, sie halten mich für einen spleenigen Engländer, in ihrer Auffassung mag sie auch das Berndeutsch bestärken, mittels welchem ich mit den Jagdhunden spreche. Diese übrigens verstehen jede Sprache, wenn man sie zusammen mit Wurstzipfelchen doziert. Wie ich zusammenpacke, um nach dem Stall hinüberzugehen, will mir die ganze vierbeinige Gesellschaft folgen. Aber diesmal sprechen die Jäger ein Machtwort, hierhin und dorthin verschwinden die folgsamen Hunde mit gesenktem Kopf und eingezogenem Schwanz unter den Tischen.

Como

Gastfreundschaft

In Como bin ich Gast des zürcherischen Seidenindustriellen Schweizer und geniesse im trauten Kreise seiner Familie ein herrliches Abendessen. Bis spät in die Nacht sitzen wir beisammen und erörtern schwierige Wirtschaftsprobleme, wie man dies so tut, ohne damit etwas zu ändern oder gar zu bessern. Auch die oberitalienische Seidenindustrie hat einen immer schwieriger werdenden Konkurrenzkampf zu führen. Vom faschistischen Staat wird ihr möglichste Förderung und Hilfe geleistet, aber auch der Staat ist nicht allmächtig.

Dann geht's in zwei Tagesetappen dem Comer See nach, meist auf enger, glatter Strasse im Schritt. Einen Monat früher, erklären uns die Einheimischen, hätten wir auf dieser engen Strasse vor lauter Automobilen allerlei zu leiden gehabt, jetzt aber ist's schon winterlich still, obschon immer noch die herrliche Sonne alles mit Licht und Wärme überflutet. Der Comer See gilt wohl mit Recht als der schönste der oberitalienischen Seen, prächtige Gärten und Villen säumen seine Ufer. Es ist knapp vierzehn Tage vor Weihnachten, und wir speisen mittags auf einer kleinen Seeterrasse hemdärmelig im Freien. In Frankreich holten wir uns einen frühen Frühling, und jetzt genießen wir in Italien einen späten Sommer. Immer noch findet „Arbalète“ saftige Weide. Zu Ostern raufte sie das saftige, erste Gras an der Loire, und jetzt, acht Tage vor Weihnachten, tut sie sich am hochstehenden, dichten Klee von Como gütlich.

Ein fröhlicher Abend mit Bauern und Handwerkern in der Wirtsstube zu Menaggio. Eine goldene Hochzeit wurde gefeiert, und nun sitzt der goldene Bräutigam mit den männlichen Gästen noch bei einem Nachttrunk. Es ist ein alter Genie-Caporale, er erzählt von seinen Militärdiensten und vom Krieg. Die andern lassen ihm von seinen Heldentaten herzwendig gelten und hänseln ihn in einem fort. Er gibt schliesslich selbst zu, den Krieg mit dem Pontoniertrain in zweiter Linie verbracht zu haben, da es während des ewig dauernden Stellungskrieges keine Brücken zu schlagen gab. Das schönste Kommando in Krieg und Frieden sei übrigens „Riposo!“ — Ruht! „Sempre riposo, sempre riposo!“ wiederholt er stets unter allgemeinem Gelächter, doch plötzlich bricht dieses Gelächter unvermittelt ab, und unser wackerer Pontonier und goldener Bräutigam verstummt wie vom Schlage getroffen. Unter der Wirtshaustür erscheint seine goldene Amsel, und ihr Mundwerk geht so geschliffen, dass ihm Mund und Nase offen bleiben. Sie droht ihm mit dem roten Regenschirm, und neuerdings bricht die übrige Mannschaft in schallendes Gelächter aus. Da rafft er sich mit seiner ganzen korporalen Veteranenenergie empor, zwirbelt den Hängeschnauz und ruft mit seiner Kommandostimme seiner bessern Hälfte zu: „Riposo, Aurelia! Sempre riposo!“ Unter einem Gelächter, das nicht enden will, zieht seine goldene Braut mit allerlei lockenden Verheissungen für später ab. Noch eine Weile bleibt unser

Pontoniertrain vor Anker, wie erschlagen von den Erwartungen der goldenen Brautnacht; es ist, als ob man ihm mit dem Ruderende eins über das Kreuz gezogen hätte. Dann erhebt er sich langsam, sucht seinen Hut zusammen und kümmert sich nicht um die höhnischen Zurufe, sondern drückt sich sachte zur Türe hinaus. „Das Ewigweibliche zieht uns hinan!“

Der Dorfschmied

In Gravedona erhält „Arbalète“ zum zweiten Mal während dieser Reise neues Beschlag. Zwar würden die Eisen von Tor' di Quinto noch bis nach Bern halten, aber wir müssen Wintereisen haben mit der Möglichkeit, Stollen einzusetzen, um die verschneiten Alpenpässe zu übersteigen. Der Dorfschmied ist ein wahrer Athlet. Er hat sich eine neue Werkstatt herstellen lassen, eine Werkstatt, bestehend aus vier Mauern und einer Feueresse und Amboss. Das Dach fehlt noch. Es werde schon kommen, erklärt uns der Mann zuversichtlich, indem er das Feuer schürt, zum Dache hätte es eben mit den vorhandenen Geldmitteln noch nicht gereicht. Wenn er im schwarzen Faschistenhemd am Amboss den Hammer schwingt und der Widerschein der Glut die Schlagschatten seiner Muskeln zeichnet, erscheint er uns wie ein Titan aus alten Zeiten. Seine junge, hübsche Frau sieht ihm interessiert bei der Arbeit zu, sie wiegt auf ihren Armen ein Kind, das sie säugt. Die Arbeit geht mit Hilfe Rettenmunds, der „Arbalète“ die Hufe aufhält, rasch und sicher vorwärts. Solch Beschlag unterwegs ist eine sehr wichtige Angelegenheit, Wohl und Wehe des glücklichen Ausganges kann von ihm abhängen. Ein einziger Nagel, der zu tief dringt, kann Lahmheit verursachen und langwierige Kur. Man weiss, mit welcher Sorgfalt bei uns die Militärhufschmiede ausgelesen und immer wieder geprüft werden. Nicht mehr wie vor Zeiten, wie im Heiterboden ein neuer Dorfschmied einzog und Kaltwasser- Joggi voll Bewunderung heim erzählen ging: „jitz hei mer a Schmid! Dä cha öppe bschlah! Grad ke einzige Nagu isch ihm näbeus cho!“

Auf dem Postamt muss Geld liegen für mich. Aber mit einiger Verlegenheit erklärt mir der Posthalter, die Anweisung sei wohl da, aber nicht genügend Mittel, die sechshundert Lire auszuzahlen — bis nach Mittag wolle er es aber beschaffen. Also abwarten und Nostrano trinken. Und wie ich nachmittags nochmals hingehe, schiebt er mir gravitatisch und siegesbewusst den Mammon durch den kleinen Schalter.

Chiavenna ist die letzte grössere Ortschaft Italiens, die wir passieren. Wir beschaffen uns kleine Skis für den Fourgon sowie ein Brustblattgeschirr für „Arbalète“, denn über den Malojapass und den Julier muss sie den Train schleppen, da würden auch unsere vereinten Kräfte bei weitem nicht reichen. Ziemlich steil geht's gleich hinter Chiavenna bergan; von allen Seiten grüssen uns die schneebedeckten Berge der Heimat, und „Arbalète“ legt sich ins Zeug, so dass Rettenmund hinten am Rade Mühe hat nachzukommen. Noch einige

kleine Bergnester, dann sind wir am italienischen Schlagbaum. Die Nacht ist hereingebrochen, es beginnt zu regnen. Ein italienischer Grenzwächter will mich etwas barsch anlassen, aber ich gebe ihm gar nicht erst Bescheid, sondern verlange den Chef zu sprechen. Diesem zeige ich den Spezialausweis vom Ministerium, und sofort geht der Schlagbaum hoch. Wir erwidern zum letzten Mal den römischen Gruss und ziehen hinüber auf heimatlichen Boden, den wir vor bald sieben Wochen unterhalb der Talwehr Gondo verliessen. Nach dem Ritt durch das sonnige Italien kommt nun noch eine „Tour de Suisse“, eine Überquerung der Alpen im hohen Winter. Aber wir sind zuversichtlich, und Rettenmund lässt einen Jauchzer erschallen, wie der italienische Schlagbaum hinter ihm niedergeht. Aber er jauchzt zu früh. Vorerst nimmt uns die heimatliche Zollbureaukratie in die Zangen. Während „Arbalète“ draussen im Regen geduldig wartet, schleppen wir zwei Rad und Fourgon in die Zollhalle, und Rettenmund hat allerlei zu munkeln, wie wir alles auspacken und eine richtige Auslegeordnung erstellen müssen. Das sei doch „afe haarig“, brummt er, da könne man durch ganz Italien und werde nicht ein einzigesmal „agranzt“, aber kaum sei man im eigenen Land, so werde man schikaniert. Dabei hat er ein leicht angehauchtes Gewissen. Denn mit dem Kanoniertornister ist er ausgezogen, und jetzt schleppt er noch ein in Rom erworbenes 12-Lire-Köfferchen mit. Mit dem Militärmesser hat er ihm allerlei Kritzer beigebracht und auch etwas Huffett dran verschmiert. Trotzdem hat er ihm seine Jungfräulichkeit nicht vollends rauben können. Nun schmeisst er's, mit gut gespielter Nonchalance auf die Zollbank. Die Feldgrauen überhören mit stoischem Gleichmut seine Anzüglichkeit und schenken nicht dem Köfferchen selbst, sondern dessen Inhalt ihre Aufmerksamkeit. So exakt und knapp hatten wir eingepackt, dass wir nun lange nicht mehr alles in die Koffer bringen. So schleppen wir die ganze Bagage mit Mühe ins nahe gelegene „Weisse Kreuz“.

Bündner Alpen

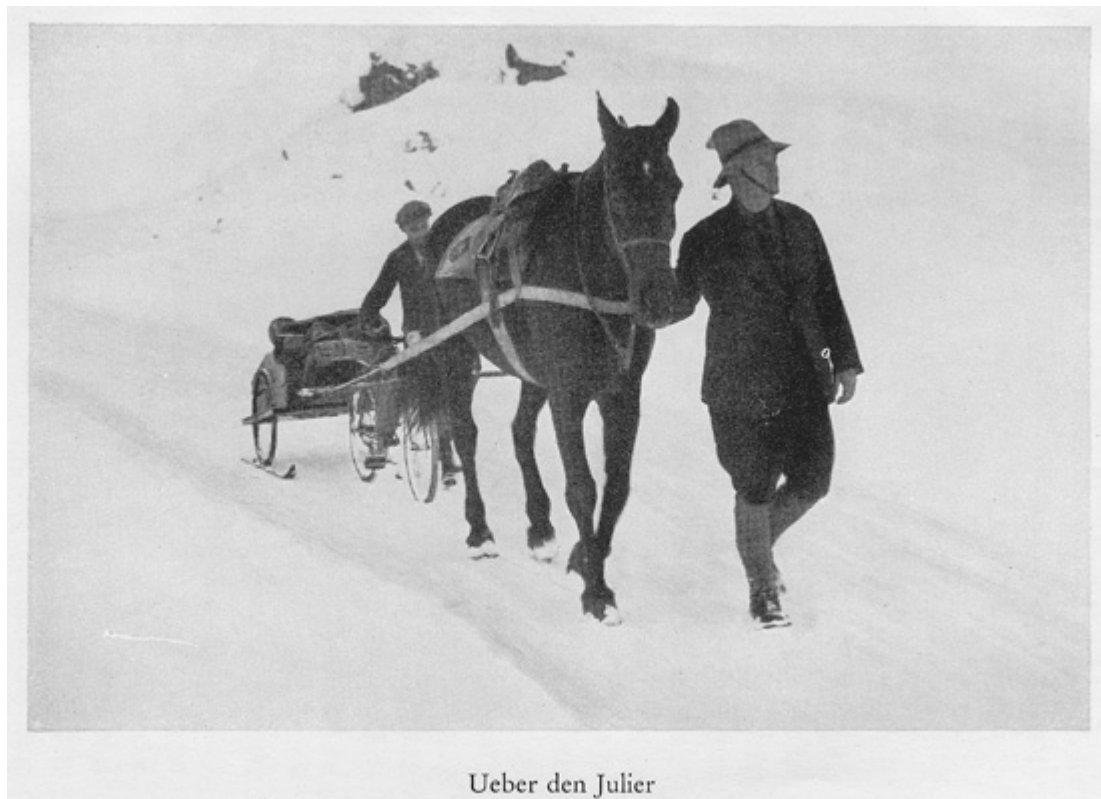
Der Bergwald

Wir ziehen das Bergell hinauf. Wieder dient „Arbalète“ als Zugpferd und zieht spielend den 160 Kilo schweren Train bergan, an welchem wir über die Pässe des Apennin mühsam genug zu schleppen hatten. Die Strasse führt bald in vielen Kehren bergan, dann folgt sie wieder der Talsohle hin über Weiden und durch dunkle, geheimnisvolle Tannenwälder bis zum Dörfchen Casaccia. Hier beginnt die eigentliche Schneeregion, fast unvermittelt stecken wir mitten im Winter, setzen „Arbalète“ die Stollen ein und schnallen die Skis unter die Fourgonräder. Im heimeligen Wirtshaus nehmen wir ein vorzügliches Mahl, während unser Rappe im Stalle nebenan sich an duftendem Bergheu gütlich tut. Dann geht's weiter hin durch den Talgrund, ganz nahe an die Strasse treten oft die tief verschneiten Tannen und Tännchen, weichen dann wieder an den Berghang zurück, von oben herab drohen wie Giganten längst entschwundener Zeiten schroffe Flühe, und über sie weg grüssen schneeglitzernde Zinnen und Gräte im Licht der goldenen Sonne. Für uns, die wir aus dem sommerlichen Italien emporsteigen, ist solch plötzlicher Wechsel besonders eindrucksvoll.

So kommen wir an die Kehren des Maloja, und wie wir die ersten unter uns haben, beginnt es zu schneien, erst einzelne Flocken, dann immer dichter. Langsam bleibt das geheimnisvolle Tal zurück wie ein vergessenes Märchen, Nebelschwaden kriechen über die Hänge empor und hüllen alles, was über uns thront und hinter uns zurückbleibt, in geheimnisvolles Grau. Immer höher geht's hinauf, immer dichter wirbelt der Schnee, wandelt unsern Rappen allmählich in einen Schimmel und uns in richtige Weihnachtsmänner, nicht einmal der Hufschlag ist hörbar, da ihn der weiche Schnee verschluckt. In den obersten Kehren überfällt uns plötzlich und unvermittelt ein eisiger Bergwind, wir hüllen uns in unsere Mäntel, und „Arbalète“ legt die feinen Ohren zurück und schnaubt höchst entrüstet. Wir sind froh, im Kulm kurze Zeit unterzustellen.

Immerfort schneit es, und wir ziehen dem lang gestreckten Ufer des Silser Sees entlang und, wie die Nacht herabsinkt, längs dem Silvaplaner See hin. Silberne steigt der Mond über schwarze Berge und lässt die Wasserfläche aufleuchten und das schneebedeckte Moor. Wir schreiten rüstig aus, und wie wir wieder um eine erhöhte Kehre schwenken, erblicken wir einzelne Lichter und dann immer mehr und sind bald im Dörfchen Silvaplana, wo uns das Hotel „Sonne“ gastfreundlich aufnimmt. „Arbalète“ kann sich in einem Stalle mit viel Streu, der durch eine Schafherde erwärmt wird, von den Strapazen erholen. Kameradschaftlich laden mich die Offiziere des Oberengadins zu einem Kegelabend nach St. Moritz ein. Und nach elf Uhr gibt es noch einen Nachttunk bei Oberst Bon im Suvrettahaus. Ängstlich schliessen die Kellner die Doppeltüren der grossen Halle, damit die illustren Gäste nicht durch unser Jodeln und Handorgelspiel aufgeweckt würden.

Gegen vier Uhr morgens geht's zurück nach Silvaplana zu einer kurzen Stunde Schlaf.



Der Pass

Um sechs Uhr wird aufgebrochen. Allmählich bleibt das stille Dörfchen von Silvaplana im Nebel zurück, während wir eifrig bergan stapfen und dem eiligen Schritt unserer „Arbalète“ kaum zu folgen vermögen. Bald sind wir über dem Nebel, und allmählich dämmert der Tag herauf über die Berge der Bernina. Alle Kilometer machen wir kurze Atempause, und ich habe jedes Mal unserm Rappen grosse Eisklumpen aus den Hufen zu klopfen, wozu mir der Ordonnanz-Stollenschlüssel gute Dienste leistet. Die ersten Strahlen der Sonne, die aber nur zeitweilig durch dichtes Schneegewölk zu blicken vermögen, treffen uns schon bei den römischen Säulen unterhalb der Passhöhe. Und gleich holt uns auch ein kettenbewehrtes Auto mit den Pressephotographen ein, der ganze Saumtrain wird geknipst, dann kriecht das Auto wieder zurück, bergab ins Engadin. Wir ziehen hinunter zum Hospiz. Eine geheizte Garage dient „Arbalète“ als Stall, die Zwischenverpflegung Hafer einzunehmen, während wir in der niederen Gaststube einen heissen Kaffee schlürfen. Von Bivio her langt die Schneeschleuder an, ein Raupenautomobil, das erstmals diese Strasse den ganzen Winter hindurch offenzuhalten hat, gefolgt von einem zweiten Lastwagen mit Schneepflug. Die

Arbeiter und Chauffeure sind im Julierhospiz untergebracht, sie vermissen sehr einen Radio, denn die Abende im einsamen Haus inmitten des Bergwinters seien reichlich lang, und immer nur jassen möge man schliesslich auch nicht, erklärt uns der eine.

In vielen Kehren senkt sich die Strasse hinunter nach Bivio. Erhaben diese stumme Gebirgswelt ringsum. Zwei Schneehühner äugen verwundert von einem alten Gemäuer herab, wie „Arbalète“ unten vorüberzieht. Bei Bivio können wir bereits wieder die Skis wegschnallen und aus „Arbalètes“ Hufeisen die Stollen entfernen, denn die Strasse wird gegen das Oberhalbstein fast unvermittelt schneefrei, und bald umgeben uns wieder grüne Matten, und nur schattenhalb hat sich der erste Schnee noch eigensinnig festgesetzt. Von all den schönen Tälern Bündens ist wohl das Oberhalbstein besonders reizend, kleine Häuschen und niedliche Dörflein liegen im Tal oder trotzen am steilen Hang, grüne Weiden lecken hinauf an die dunklen Tannenwälder, und über diese weg ragen die Flühe und die schneebedeckten Gipfel. Nur selten unterbricht ein talwärts rauschendes Bergwasser die Stille des weltabgeschiedenen Tales.

Im letzten Dorf, in Conters, habe ich noch einer Pflicht zu genügen. Ich binde „Arbalète“ an den Dorfbrunnen und steige die wenigen Stufen zum Gottesacker empor, der sich um das kleine Dorfkirchlein lagert. An der Kirchhofmauer türmt sich mit vielen Kränzen ein frisches Grab. Hier bettete man vor wenigen Tagen den Waffenchef unserer Kavallerie, Oberstdivisionär Schué, zur letzten Ruhe. Vor meinem Ritt nach Rom empfing er mich noch bei sich in Bern und wünschte mir gute Reise, und ich möchte mich bei ihm zurückmelden nach meiner Heimkunft. Keiner von uns beiden dachte damals, dass diese Rückmeldung auf dem stillen Gottesacker im weltabgeschiedenen Conters zu geschehen habe.

Unterhalb Conters noch einige Galoppaden über weiches Weideland, dann schliessen dunkle Tannenwälder das Tal, und die Strasse kriecht mitten in diese Wälder hinein, um dann in starkem Gefälle talwärts zu führen.

In vielen Kehren, über Verbauungen und durch dunkle Galerien geht's hinunter nach Tiefencastel. Auch hier herrscht die Stille abgeschiedener Bergwelt. Erstaunt betrachtet, klug um einen dicken Baumstamm äugend, ein Eichhörnchen die vorüber schreitende „Arbalète“. Weiter unten kommen Waldarbeiter von ihrem schweren Tagwerk aus einem struppigen Seitental und schreiten mit uns bergab und wissen auf unsere Fragen viel zu erzählen. Auch in Bünden habe sich gar manches geändert, seitdem der Fremdenstrom spärlicher geworden, und man sei heute über jede Arbeit froh, die man früher von der Hand gewiesen habe. Überall das gleiche Lied, in Frankreich, in Italien, bei uns — früher war's besser, früher war's anders!

Mit einbrechender Nacht erreichen wir tief unten in der Talsohle der Albula Tiefencastel.

Der nächste Morgen sieht uns auf getrennter Route. Rettenmund mit dem „Train“

strampelt über Thusis gegen Chur, ich nehme mit „Arbalète" die Lenzerheide. Wie wir die Höhe bei Lenz erreicht haben, geht's über Weiden und durch dunkle Bergwälder, und von den Wipfeln herab krächzen oft die Raben hinter dem eiligen Rappen her. Die Lenzerheide ist heute ein Wintersportgebiet von Weltruf. Jetzt aber sind die Matten und Weiden noch grün und die Sehnsucht der Einwohner auf baldigen Schnee scheint einstweilen nicht in Erfüllung zu gehen. Der Heidsee ist nur zum Teil zugefroren. Doch über Neujahr mag sich alles wenden. Nach dem Dörfchen Malfix kann ich Abkürzungen benutzen, die mich schneller nach der Metropole Bündens hinunter führen als die vielen Schleifen der Strasse.

Heimkehr

In Chur bin ich Gast der Bündner Offiziere, die hier ihre Zentenarfeier abhalten. Da Markttag ist, erhält „Arbalète" in ihrem Stalle viel Besuch. Pferdehändler und Bauern kommen und gehen, und jedermann will das Pferd sehen, das Frankreich und Italien durchtrabte.

Über Maienfeld, wo uns der bekannte Pferdehändler Vater Zindel nicht ohne ein besonders reichhaltiges Frühstück vorüberziehen lässt, geht's nach Sargans und Walenstadt, über den Kerenzerberg nach dem glarnerischen Mollis, dem Linthkanal entlang auf herrlicher Galoppadepiste an den Zürichsee, dem rechten Ufer nach unter dem feierlichen Geleite der akademischen Reitsektion hinein in die schweizerische Handelsmetropole. Begrüssung durch Redakteur Dr. Bierbaum von der „Neuen Zürcher Zeitung", umringt von einer zahlreichen und immer mehr anwachsenden Menschenmenge. „Arbalète" wird mit einem Lorbeerkranz geschmückt, und wir erhalten so viele Blumen, dass wir sie kaum mehr zu halten vermögen. Dann sind wir alle drei Gast von Kavalleriehauptmann Bigler, „Arbalète" in einer riesigen Boxe der Reitanstalt Seefeld, wir im sonnigen Hause am See bei Küsnacht. Ein fröhlicher Abend im Kreise des Reitklubs „Sankt Georg" bildet den Abschluss des kurzen Zürcher Aufenthalts.

Früh drei Uhr Auszug nach Bern, das wir nach anderthalb Tagesritten über Hallwyl-Langenthal erreichen. Auch in Bern begrüsst uns eine sportfreudige und sonst sympathisierende Menge, obschon wir unbemerkt durch Hintertürchen schlüpfen wollten.

Unser Ritt nach Rom ist zu Ende. Dreitausend Kilometer mit zwanzig Bergpässen in dreiundvierzig Marschtagen. Für Pferd und Radfahrer eine beachtenswerte Leistung, besonders dann, wenn man in Betracht zieht, dass „Arbalète" nun 15 Jahre zählt und Rettenmund am schwerbepackten Militärrad einen Fourgon mitzuschleppen hatte. Und trotz der vorgerückten Jahreszeit begleitete uns mit Ausnahme von zwei Regentagen immer eine strahlende Sonne — die Sonne Italiens. Unvergessliche Erinnerungen werden uns zeitlebens nicht nur an die schönen, bezaubernden Landschaften, die wir durchstreifen durften, denken lassen, sondern auch an die Gastfreundschaft in fremden und heimischen Landen.